Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Siebenter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1862.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Neunzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1862.

Inhalt.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Dritte Sammlung.

Schriften zur römischen Literatur.

[1] Aus der Adrastea.

[2] Aus der Adrastea, 5. Bd.

[3] Aus dem zweiten Bändchen der kritischen Wälder, 1769.

1 Aus der Adrastea, 4. Bd.

2 Adrastea, 9. Heft 1803.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Dritte Sammlung.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern römischen Literatur.

Alle allgemeinen Urtheile über die Literatur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: über ihr, oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? Außer der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab,[1] sich in eine luftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen? Er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig; warum? man stand selbst in der Reihe über die man urtheilen wollte; man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet; man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit; er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an; er gebärdet sich nicht wie auf

[1] Expertus vacuum Daedalus aera pennis non homini datis.

einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken; sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einem benachbarten Hügel, entdeckt ihnen was er gewahr ward, befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen woher der Irrthum komme; aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die so die Sprache des Kukuks lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem — —
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. —

Wer dazu gebauet ist um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen, dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

1.

Die Literatur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß wenn, wir auch in Deutschland, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern

Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset? an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften und Künsten muß erst unter dem römischen Himmel halb verbleichen, und seinen Duft verhauchen; Wahrheit und Schönheit, halbverwelkt, trauret wie eine sinkende Blume — und nun kommen nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne römische Literatur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder; Römer und Barbaren vermischen ihre Denkart; ein heiliger orientalisch-hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren griechisch-römisch-nordisch-orientalisch-hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte; sie brausen gewaltig auf; die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch-philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen, und für eine ganze Nation das schwere Geschäfte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze menschliche Geschlecht? — wer kennet dieß? — nur über die Völker die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist

der Literatur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: **histoire de l'esprit humain** wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind; aber was würde ein alter Weiser aus dem Orient oder Athen in einem großen Theile der Wissenschaften erblicken? Ist das wundersame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: Neuere Literatur der Völker? Es ist ein großer Kolossus; sein Haupt von orientalischem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft; seine hochgewölbte Brust glänzt von griechischem Silber; sein Bauch und Schenkel festes römisches Erz; seine Füße aber sind von nordischem Eisen mit gallischem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt; die Anbetung eines Volks; das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter; ein prächtiger unabsehbarer Anblick; sein Haupt raget über die Wolken; mein Auge erhebet sich kaum bis an seine Brust, und fällt matt zum Boden zurück; ich falle nieder und bete an! —

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Literatur in Deutschland; ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barbarische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie redete das zum Herrschen über die Welt geboren zu seyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen despotische Gesetze gab; durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder, und die Väter zu Sklaven; durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zer-

stören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache, und fochten gegen sie unüberwindlich — Arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens; eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an als eine Fessel der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an. Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hättte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget. Er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn oder Vater des Papstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der bardischen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, bloß eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil, und nie zu erstattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmer der römischen Wissenschaften und den niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der römischen Sprache in Deutschland ein; drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen der es schwer fiel es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten; die lateinische Literatur erstickte den Geist, und schnitzelte den Geschmack an Speculationen und Unsinn; die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese

Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Literatur einsog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit, Sprache und äußerm Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weißen Leim der toscanischen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren; sie härten sich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dieß Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie? wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Cultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst, in so kurzer Zeit, so hoch gekommen seyn als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel es zu reinigen; hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — Ich habe so wenig Macht alles dieß völlig zu läugnen als der andre es völlig zu behaupten. Weißt du denn ob die römische Barbarei dir, in Betracht der bardischen Barbarei, raubte oder zubrachte? ob sie mehr niederriß oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt daß du nicht einmal urtheilen kannst. Indessen besiehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger benachbarten Barbarei, welche der römischen Wuth entronnen sind, so wirst du vielleicht diese bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen als du sie gemeiniglich sahest — du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt. Ueberdenke dieß, und du wirst den unersetzlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland. Lies Tacitus: „Die Völker Deutschlands, die sich durch keine Vermischung mit andern entadelt, sind eine

eigne, unverfälschte, originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so großen Menge Volks noch bei allen gleich" u. s. w. Jetzt siehe dich um, und sage: „Die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt; haben durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren; sind, da sie lange Zeit mehr als andre ein tyrannisches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens am ungleichsten sich selbst." Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet, für Sonnenstrahlen und fremde Gewächse Raum gemacht; der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den päpstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten bardischen Armuth, die sogenannte bäurische römische Sprache mit der altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser päpstischen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Original-Denkart sich hat müssen rauben lassen, weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern; wie aber, wenn Europa eine Sklavin von dem griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom lateinischen Rom? Immer

lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können die überdenken, die da glauben es sey nothwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nöthig daß hinter ihr eine Juno entstehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im allgemeinen gibt, der sich, trotz aller Umwandlungen der menschlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet, so untersuchet bei dieser großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypothese: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter gewesen wäre unter Rom oder Griechenland zu dienen?

Sollte es nicht verdienen daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmählich der alte Geist der Deutschen verloren, und ein neuer Geist gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der schwäbischen Kaiser verdienen daß man sie mehr in ihr Licht der deutschen Denkart setzte? Wir sind den Schweizern allen Dank schuldig daß sie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters einen etwas hellern Strahl auf die Literarseite dieses Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der Zweite aus diesem Hause insonderheit verdienen daß ein Kenner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jetzt bloß in der Dunkelheit hervorschimmert? Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte um der Wiederhersteller der griechischen und morgenländischen Literatur, der römischen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu seyn, der selbst ein Kenner nach der Gelehrsamkeit und dem Geschmack seines Jahrhunderts war, der aber, ungeachtet seiner Mühe, nichts als der Märtyrer seiner Zeit wurde; dieser ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unserer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke die auf dieser Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit ersticken; jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder der sich unterstand

weise zu seyn, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habsburg auch bloß aus Unwissenheit gethan haben daß er die Muttersprache Deutschlands so weit einzuführen suchte als er konnte; — man hätte dieß lange vor ihm thun sollen. — Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verloren.

Non sum, qui bellum Trojanum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino.

Es kam endlich der Zeitpunkt da alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Gesetze und Sitten; es kam die Zeit da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunkenen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte; die Zeit da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht. Sobald ich die Märchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als historische Wahrheiten betrachten muß; sobald die herrschende Meinung unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine und vollkommene Weisheit hervordränge; daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe; daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, sobald drei glänzende Muster erscheinen, kurz! wenn jene wunderbaren Umwandelungen stattfinden, die die Mitternacht zum Mittage machen; — und diese glänzenden poetischen Märchen die Merkstäbe sind zu denen man in der Geschichte des mensch-

lichen Verstandes alles hinleitet und alles ableitet, so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser der diese wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet; der mit mir überdenket wie sie, ihrem Innern nach, dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider seyen; wie selbst die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stufe mit einemmal sinken, sondern sich allmählich neigen, und endlich zuletzt mit einer beschleunigten Kraft in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit nimmt die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstrahl uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine, der wird meine folgenden Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen, und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man daß die griechischen Musen nach Italien flüchteten; daß die Apolls dieser Musen, die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Literatur haben; daß von hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau, so prüfe man folgendes:

Ist's nicht Schade daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich sogleich in eine neurömische Kleidung einhüllten, und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten ersten Eindruck darauf hätte richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen den man braucht um nach seiner Zeit und in seinem Lande wahre Größe zu erreichen; so blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken; lernte die Sprache in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß wie wenig originalen

Geist man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrifft, und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, und man sieht wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, sowie die die plötzlich voll Bewunderung staunen und auf das Erste das Beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet, und nicht immer den ächten griechischen Geist gekostet. Uebermannet und betäubt vom Vorurtheile des Ansehens, fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten als zum Ziele führten. Urtheile, mein Leser, der du dieß Zeitalter kennest, wie nutzet Marsilius dem Plato in seiner Uebersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisiret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian, Gasparion, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie bloß mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dieß nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühle der Armuth und Noth entspringt, und vergaß sich in den Stand zu setzen etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der spanische Vives und Sanctius, die Wiederhersteller der Literatur in Frankreich und England; in Deutschland die Agricolas, Regiomontans u. s. w., was waren sie? Philologen, die, in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser tauften. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an

sehr erhalten; der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgesetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkte großes Verdienst. Er ist's der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgewecket und losgebunden; der die scholastische Wortkrämerei wie jene Wechsler-Tische verschüttet. Er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es also seyn, daß ihm der feinste Pedant den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der lateinischen Literatur Abbruch — dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte läugnen; denn lateinische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und lateinische Mönchssprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seligen Christs ist nur dem ersten Anblick nach seltsam: die deutsche Sprache habe seit dem sechzehnten Jahrhundert viel von ihrer Vortrefflichkeit verloren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache, und vermag die wichtigen Vortheile der schwäbischen Sänger, und die körnichte Sprache deutscher Schriftsteller voriger Zeiten, oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken, so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das ist ganz ander Deutsch! Jenes hat andre Fehler und andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich

die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kothe der alten Deutschen Ennius Gold zu suchen; er wird alsdann denen fluchen die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig Recht geben, da er erst über ihn lachte. Kommet her, ihr schönen Geister, ihr französirenden Witzlinge, ihr prosaisch-poetischen Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstyl, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstyl, versucht es doch aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das in Absicht der Schreibart die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es diese arme, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammenzuhalten. Leset Luther und dann den Wertheimer in seinem Paragraphenstyle, mit Wolfischen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterschied finden, als zwischen dem griechischen Homer und dem deutschen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen, als ein reisender Schulmeister, in Paragraphen übersetzt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart. Was soll man nun sagen wenn man Dammische Uebersetzungen oder akademische Paraphrasen lieset? — Ich rede hier bloß von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenstein[1] ein Muster des prosaischen Styls an. Wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen als man meint. Die deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln; sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sah sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 139.

lateinische gekrönt; man achtete sie bloß als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Cultur. Wer dieß Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben daß bloß die lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereien, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der scholastischen Handwerkssprache, theils der schönen lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch, entweder Römisch- oder Akademisch-Latein ist ihre Mundart; die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ist's nicht eine wahre Schande dieser Zeit daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt die in ihrer Sprache Barbaren waren; daß es Masorethen der Prisciane gab die jede deutsche Zeile lächerlich machten, die die Prosodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: deutsche Römer, die der genius saeculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzählet.

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu bessern — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische lateinische einzuschränken? Nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen lateinischen Styls, einen schönen deutschen Bücherstyl zu geben? — Das hätte von Schulen aus geschehen müssen, und da herrschten noch römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politische, als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden; war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum galanten Styl? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrectoren, Uhsens und Weisens und Hübners. Und wie bildeten sie ihn galant? Nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter. Nun kamen die Menantes und Talanders

und zehn andre Anders; so war die deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und „der hat doch aus der Sprache gewiß alles Latein und Französische so glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deutschen kein lateinisches Wort mehr in die Feder kommen muß!" Ja, das hat er gethan! Er als ein ruhmwürdiger **Goldfinder** (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) hat den Stall des Augias mit herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Palastes geschrieben und schreiben lassen: dieß ist sein Verdienst. — Aber dazu braucht man ja auch bloß gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen daß er die deutsche Sprache viel zu lateinisch behandelt, wie Heinze und andre mit Recht angemerkt. Und so ward die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten, und die deutsche Sprache das Gegenbild der alten deutschen Kernsprache.[1] Seine Nachfolger und zum Theil Gegner suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam. Was that man also? Man übersetzte; und bildete sie insonderheit nach der französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer

[1] Zum unsterblichen Ruhm des Herrn D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und gallsüchtigen Mückenseigern, zu einigen großen und breiten Kunstrichtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, sondern zu vernünftigen und höflichen Lesern" gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christlicher Gewohnheit, edelmüthig" loben, als mit welchen er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht, wie in seiner Vorrede mit mehrerm zu ersehen.

selbst, wie es hätte seyn müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangenen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsere Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gothischen Gebäude das sie zu Luthers Zeiten (etwas Mönchssprache ausgenommen), und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war, sondern zu einem neumodischen Gebäude, das, mit fremden Zierathen überladen, bei seiner Größe klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dieß beobachten nun am ehesten die welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dieß ist der Grund warum die Geßners und Christs, und noch neuerlich Heinze,[1] „über das Neumodische und Glänzende in unserer Sprache klagen, das durch die vielen morgenländischen, griechischen, englischen und französischen Redensarten eingeführt würde." Wenn Heinze mehr als Worte versteht, so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben daß, wenn allein durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat bevölkert wird, diese Bevölkerung leicht schädlich werde; denn sie verdrängen bald die Eingebornen, und wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen, so geht der Charakter des Staats doch verloren.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die lateinischen Redearten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr als durch alles Vorige; denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt, und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen; das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt; das Französische hat sich mit einem Theile unsrer neuern Cultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen;

[1] Lit. Br. Th 13. S. 118. 119 und Uebersetzung der Reden des Livius.

vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr als alle vorigen Sprachen vom Genie der unsrigen abgehet, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein deutsch; aber auch naiv körnicht deutsch? — Ich habe sein **Soliloquium: quo consilio genitus sit homo?** in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es ächt römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurtheilen). Aber hätte ein Römer dieß **Soliloquium** geschrieben, und Heinze es übersetzt, wäre alsdann der starke und nachdrückliche Vortrag erschienen der in Spaldings Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Uebersetzungen aus dem Lateinischen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe, so glaube ich dieß schwerlich.

Der deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer die ihre Denkart nach dem Latein gebildet, „denn hier sind die Genies beider Sprachen sehr verschieden. Im Deutschen ist ein Styl schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so gekettet an einander gehänget sind. Die Römer mußten dieß wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Styl verfallen wollten. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen; und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer Sprache Hülfe geben.“ [1] So schleppet sich in Klotzens deutschen Schriftchen der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dieß sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen deutschen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekenntniß abgelegt, das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß sie

[1] Lit. Br. Th. 13. S. 120.

neben einander seyn könnten. Unsre Seele bauet, mit Montagne zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen, und die Grundlage seyn? — Eine fremde, oder die Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die Geschichte der deutschen Sprache durchgehet, sollte es so gar fremde seyn daß sie durch die lateinische Sprache gelitten; wenigstens daß diese jener ein gewaltiges Hinderniß gewesen? —

3.

Aber man blicke etwas weiter. Wenn die lateinische Sprache, es sey die mittlere oder die alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat, sollte denn der Schade unbedeutend seyn?

Sobald man es zu einem letzten Zweck macht lateinisch zu lernen, und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht bloß als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen, so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dieß bis auf einzelne Stücke aus. Sobald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als Worte und mechanischen Styl zu lernen gibt; sobald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen; und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß;

so opfert man der lateinischen Sprache, sie sey so schön und nützlich als sie wolle, zu viel auf.[1]

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen, und daß man diese Zeit also, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu daß jede Methode die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit verderbe, weil es wie ein unbesäeter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dieß Wort). Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht genug überdenken kann, daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann; daß sie uns sehr bald wie ein beschriebenes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß es ist beschmieret oder verschwendet; alsdann läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen, aber im Ganzen ist der Schade unersetzlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit und unsrer Begierde annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlersblick nöthig sey, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und

[1] Wer von unsern Philologen ist ein Geßner, an Kenntniß und Liebhaberei der Römer? Und wie sehr er den lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine kleinen deutschen Schriften beweisen.

im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren: verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseyns daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht mit diesen Begriffen schalten und walten zu können; kurz, verloren das was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es mit allem Nachdrucke könnte fassen nennen; man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordenken, wird man niemals mehr; kurz, man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und dem Selbstgefühl daß dieß Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Samenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird, so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt, und mit dem grammatischen Scepter, wie mit einem glühenden Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt; Falten, die er äußerst ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm, oder gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht wie in den Schulen die mit dem Namen Lateinische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, seine Kraft ver-

liert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen daß die Methode der Sprachenerziehung für die Jugend passend sey, wenn man sich nur einmal aus unserer Denkart hinaussetzt; allein wie schwer wird's, sich da hinauszusetzen? Und dann, kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt nach ihr handeln zu können; die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? — Unterdrückte Genies! Märtyrer einer bloß lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?" Desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfordert; eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket; eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck haben brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben; eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjecten richten; von da können sie am füglichsten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebornen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meisten weder ein Maximum noch Minimum fordern und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich

selten und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche Mischung das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem jeden der die Welt, die menschliche Seele kennet, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden und die lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen; hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntniß des alten Roms gefordert wird.

Nun schränke ich mich drittens sogar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und des brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht bloß mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern, sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur gestanden als wir: daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Literatur hat nicht bloß eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm, wenn es heißt: dieser Dichter singt wie Horaz; jener Redner spricht wie Cicero; dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lukrez; dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! Aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: so hätten Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall auf dieser Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das erste: ihn copiren, und ihm nachahmen. Das erste ist leider sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden, so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken [1] Recht: daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne daß doch das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deßwegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung: ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde; ob wir denn Originalköpfe so nothwendig brauchen; wiefern sie heutzutage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

Sobald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind; sobald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdann eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird, so ist die Nachahmung unleidlich. Man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden, so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe dann die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der deutsch-lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt; daß ein lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen.

[1] Ich führe dieß Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat; s. Rambachs Sendschreiben über die Frage: ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten schuld sey.

Man durchgehe z. E. die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die lateinische Sprache das einzige **vehiculum** der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie; man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen. Sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit, unter allen Sprachen die ich kenne, nach der griechischen vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet; sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge; in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger als die französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Scepter der Literatur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beispiele an, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darin wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke l a t e i n i s c h benennen sollte, und diese T e r m i n o l o g i e verschlingt man oft so begierig als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck, das Recept statt der darauf geschriebenen Pillen. Dieß bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode die ein Lexikon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu seinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dieß daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählet, die sie als Spaziergänge gebraucht um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden

die zu allen Schriften dienen müssen, und in die man nachher nur die veränderten Figuren hineinwirket.“ Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken. Man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man setzt sich auf dieß oder jenes Wort, als eine alte Ruhestätte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht für sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: „nämlich ein Lawischer Aktienhandel in Worten, da man keine Idee als nach dem Werthe der Worte hat.“ [1] Der Kunstrichter hält dieß fast für nothwendig, und nennt es [2] „ästhetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgesondert behandelt wird.“ Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir sie kurz und gut darzustellen, und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wiefern es nöthig und nützlich, und wiefern es unnöthig und schädlich werde daß der Gedanke am Ausdruck klebe; — eine delicate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spaziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen den ich verlasse.

5.

Alles kömmt auf den Unterschied an: lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ungefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen, so würde ich einen andern Weg nehmen müssen als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort wäre erst

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 115.
[2] S. 114.

die ganze Zeichensprache des Menschen zu erschöpfen, die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes; die unzählige Menge unarticulirter Töne bei einem thierischen Menschen, seine mimische Sprache — eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen seyn — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald. Wir verstehen diese Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns; man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln bis es sich endlich dem Menschen von selbst nähert, sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte; und diese ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkenntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungs-Ideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken wie die Haut zum Körper." Man versuche es die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkürlich wäre, alles dieß wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer jüdischen Republik die Gesetze die zur äußern Bestimmung ihres Staats gehörten, und die andern willkürlich vorkommen müssen, drohender und schwerer als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkenntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu seyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung vertraut geworden ist, geläufiger und treffender ausdrücken als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom

Ausdruck zu sondern; ihr verstehet das Wort nicht; er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen): so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wird's ein lächerlicher Auftritt seyn einen worterklärenden Bauer zu sehen. Seine Seele und seine Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer als Julie und Clare für den philosophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens, die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht moralisch, sondern psychologisch), daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge wobei abstracte Untersuchungen wegfallen," wechseln wir mit Worten wie mit Geldstücken. Jedes soll seinen bestimmten Werth haben; aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß wie viel es haben soll, das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will, so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen, so wird sie stammeln — nochmals stammeln, und endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie besser hätte sagen können, so wird sie sich loswinden, und ihn von weitem anhören:

Als ob der graduirte Mann
Mit einem Zauberfluche
Sie zu beschwören suche.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinnlichen Sprache. Der Weltweise darf nicht auf sie schimpfen, und

mit hoher Miene einen Zaun zwischen der gemeinen, der ästhetischen und der gelehrten[1] Sprache machen — drei Wörter die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie neben einander stellet. Sie laufen in einander, ihre Cirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Jede hat ihren Zweck, jede ihre ausschließenden Schönheiten und Fehler; die Sprache des gemeinen Lebens die ihrigen, die philosophische Sprache die ihrigen, die höchste Dichtersprache die ihrigen. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, ist widerrechtlich; und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin bloß eine gelehrte Sprache gilt die nach lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Aesthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht daß einige seiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkenntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesammlet wird; wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens der Gedanke am Ausdruck klebt; wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag seyn der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schornsteine neue Namen geben wollte, so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat

[1] S. Meiers gelehrte Sprache. Lit. Br. Th. 17. S. 111.

sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke eine neue Sprache redet, mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase drehet; wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dieß bald das als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen, so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt wenn sie sagt: meine Füße, mit Respect zu sagen! oder die Straße ist, salva venia, unrein! so lachen wir über die gute Frau. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter vor einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort ut ita dicam etc. setzt; wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede (ich meine hier jeden der kein Büchergelehrter ist), muß ich in seiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen; ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dieß Wochenblatt[1] soll für ihn geschrieben seyn?

[1] Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat mich wieder an den Einfall erinnert wie eine Provincialwochenschrift, die dieß in hohem Verstande wäre, ein originales Werk seyn könnte, das bloß mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

— Unmöglich, denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn von welchem Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dieß ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder. Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen und Fabeln, und Gedichten eine Qual! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dieß ihnen zu wissen nöthig? Gibt es ihnen, worin sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich urtheile zu frei? wohl, so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch freier schreiben müßte; man höre was ein Schriftsteller schreibt den ich nicht genug lesen kann:[1]

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine alten Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke, noch Muße, noch Geduld hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig ist.“ — Nun gehe man nach diesem

[1] Abbt vom Verdienste. S. 349.

Gesichtspunkte die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles soll für den gemeinen Mann seyn, und wenig ist für ihn. O eine Schrift, die das ist was eine Erbauungs-, eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk, seyn soll — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her; ich weiß nichts besseres in demselben zu verwahren! — Doch nein! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser Ehre auslachen; er hat einen schönern Ort für sein Buch: den armen Kleiderschrank; und für die Lehren die sein Buch enthält: das Herz des redlichen Lesers, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und sein Bedürfniß geschrieben ist; die das saget was er immer gedacht, und doch nicht gedacht; was er thun wollte und muß, und doch nie gethan; worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will; die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde; die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt; die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
Soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! —

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sey; damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche, damit es alle die Talente ausbilde die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt seyn. Es muß, statt eines Skeletts von Schul-

weisheit, sich ihrem Verstande bequemen; und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind in denen sie denken, so ist es das sicherste Zeichen daß man für sie denken kann, wenn man mit ihnen zu sprechen weiß. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückten Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe — können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrector oder gelehrten akademischen Professor einen Lehrer in dem werden was sie bilden soll und kann; gebet ihm die fähigsten Zöglinge, lasset eine Frauenzimmer-Akademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers seyn müßten — nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet; er gibt auf zu lernen — Worte die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden; sie über Sachen unterrichtet die rings um sie sind; die Empfindungen entwickelt die in ihren Herzen schlafen; ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt; von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Literatur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält als nöthig ist sie zur Schönheit des Geistes zu bilden; ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht; und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen; — haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar daß eine Mannsperson es schreiben kann, und die französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortrefflich; haben sie aber

für den guten gesunden Verstand des Lebens geschrieben seyn sollen? Da nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich würde mich ja schämen einen Köster neben Fontenelle zu setzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter auf ein Wort beiseit. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdruck so sehr klebt, so wird für den der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt) — für ihn muß der Gedanke zum Ausdruck sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut die ihn umziehet, sondern wie die Seele zum Körper den sie bewohnet: und so ist's für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken; — Empfindungen durch eine gemalte Sprache in Büchern ist schwer, und, eigentlich zu sprechen, unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Und, armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt malen; sie durch einen Canal schwarzen Safts hinströmen; du sollst schreiben daß man es fühlt, und doch dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben schließen, und parliren statt auszudrücken. — Hier sieht man daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß daß es der andre fühlt — daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich sey. Dichter! du sollst den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen

Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du sollst den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken; ein Gemälde hinzeichnen daß dieß selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe; du sollst Einfalt und Reichthum, Stärke und Colorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewirken was du durch die Sprache des Tons und der Gebärden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke; nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete; in jenen Zeiten wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre süßen Herren verspotten und närrisch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem was er ausdrücken sollte abtrennete; der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah; der Fluch also, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir bloß Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben; kurz, wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten; nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt.

„Daher rührt das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke abgesondert, behandelt wird;“ [1] und der Unsegen daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanken und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern, desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper bloß Hinderniß. — Verhält er sich wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug; die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget; wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten; wie Shakespears Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Märchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey; wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert. Ich setze diese schönen Sokratischen Bilder zusammen, und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 114.

gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind; wie würde ich mich freuen wenn einer von diesen mir Recht gäbe, und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid und den Putz des Costume, in die schönen Fingerspitzen der Chinesen-Schönheiten, in das blendende Teint französischer Wendungen, oder in das oft überladene Colorit brittischer Bilder verliebt haben, mich einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie bei Plato die Seele, heruntergesandt in den Schooß der irdischen einfältigen Natur. In dem Schooß dieser gesunden und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerin des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten; daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundin der Götter und Gespielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung, sie brachte die Frucht zur Reife, sie vollführte den Palast ihrer Wohnung; ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz, der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter. Er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet; er wand sich seiner Gebärerin sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir. Willst du ihn als ein todtes Kunststück betrachten, bloß seine Farbe lieben, bloß seinen Putz an-

beten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule; willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden? — Elender, fühlloser Betrachter! Siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß so viel körperliche Reize gab als erfordert wurden, um ihn deinen irdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo Schönheit dich erfüllen soll, so liesest du wie ein Meßkünstler und Handwerker, oder Taglöhner.

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild in dem sich ihr Bildniß abdrucket, als einen Boten des Gedankens und als den Palast, den seine ganze Größe erfüllet, so wirst du mit den Augen sehen mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winckelmann sieht, wenn er bei dem Apoll, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; du wirst mit dem Auge sehen mit welchem Mengs die Hand seiner Schüler leitet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paaret, so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich bloß ein Zeuge jenes Gedankens ist der sich denselben formte. Die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dieß Werkzeug so leicht zu brauchen wußte; die Macht, die nichts leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners; alles wird

ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanken zusammen betrachte, soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt; wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Canäle sich erheben, und sichtbar fortlaufen; wo ein dürftiges, mißgebornes, schmachtendes Werk uns Zittern oder Ekel, oder Abscheu erwecket, so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen; und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt. Wenn in der Poesie Gedanke und Ausdruck so fest an einander kleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich Ansehen und Gewalt über die Worte, die größeste Kenntniß derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe daß meine Freiheit noch nicht Gesetzlosigkeit werde; — ohne Zweifel ist dieß die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke finden; in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist; in ihr die Donnerkeile und Blitzstrahlen finden, die er als Bote der Götter wirft; denn in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. — Wo werde ich mich also besser

ausdrücken als in der Muttersprache? Sie übertrifft, wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen, in den Augen dessen der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen. —

Die Sprache in der ich erzogen bin, ist meine Sprache: denn sowie, nach Montesquieu's Anmerkung, alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild das sie gewahr wird schnell zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigensinn schön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinstimmet — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. Sowie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht was es schon wußte, so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an. Sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen; sie behält er im Auge, daß wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket, er den Reichthum der seinigen liebgewinne, und ihre Armuth, wo es seyn kann, mit fremden Schätzen bereichere; sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremden Sprachen verirrt; die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret; sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen; nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter Fremder; denn sonst verliere ich mehr als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen; ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte die eine fremde Sonne gereift hat,

dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

. . . die in zerstreueten Heeren,
Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und dann heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Wenn der so in einer fremden Sprache schreibt, die Muttersprache verachtet in der er erzogen ist, so muß er von ihr übel erzogen seyn, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! All sein späteres Lernen bemalt die Oberfläche der Denkart; er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter.

Ein Original-Schriftsteller, im hohen Sinne der Alten, ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein National-Autor. Ein Mann dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf wie ein ästhetischer Regelnschmied einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben, und es wird ihm also unmöglich den Ausdruck, abgesondert vom Gedanken, zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste; stellet jeden Theilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaße; das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmaßen und gesund an Farbe, mit glänzenden Waffen

gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der andre unsichtbar dachte. Soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke; habe ich den Gedanken gefasset, und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte Worte, und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern; ihr, seine beurtheilenden Schulmeister! er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern. Er gönnt euch die Freude ihm hier unsichtbare Fehler des Styls abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz, aller gegeneinander laufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen — er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data . .

Aber man siehet daß, wenn dieser Schriftsteller nicht mißrathen will, so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll, muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir seyn als das Feld von Gedanken; sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er

vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volke hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebote; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Palästen zurückgewiesen oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerst einschränket, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht, so scheint es rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte.

furit, ac velut ursus,
obiectos caveæ valuit si frangere clathros,
indoctum doctumque fugat —

Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, so thut sie Gewalt an. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben, und wecke sie aus ihnen wieder auf. Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturalisirte Römer sehen, die in der lateinischen Sprache

— schreiben; Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben; vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun setze ich wirklich ein Genie, von der Größe als Horaz in seiner Sprache war; es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in seinem Lande, nach seiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung seines Geistes. Dieser Horaz, von einem würdigen Gegenstande aufgefordert, von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leier des Venusischen Dichters; er würde Horaz seyn, aber nun singt er in Horazens Sprache; sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefesselt. Das Bild soll in seiner Schönheit erscheinen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen; es soll reich an Nebenbegriffen seyn, und diese Nebenideen erniedrigen es; es soll groß erscheinen, und wird gezerret; es soll mit einemmal überraschen, und schlägt uns ins Antlitz; es wird mit Putz überladen, und erscheint klein. Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Mißgeburt, die mit einem Haupte lachte, mit dem anderm weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter der über den Ausdruck herrschen will muß seinem Boden getreu bleiben. Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land; hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten, denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich bloß in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können; ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel daß drei junge Herren die vor mir stehen, und mir Französisch, Italienisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem

Glück wünschen daß er vielleicht in drei Sprachen nichts sagen könne als was andre vor ihm, und vielleicht besser gesagt, und jeder andre nach ihm sagen kann; würde sie aber verlassen, und den Dämon des unwissenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommener Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als seiner Muttersprache, ein Shakespear seyn könne. — Alsdann würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse seyn!

8.

Ich habe die Sache bloß von einer Seite betrachtet, daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber wenn es Schriftsteller gibt die von dieser Höhe heruntersteigen und bloß durch den Ausdruck gewinnen wollen — bloß durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! Doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? So denken bloß die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern, und sich ein buntes Kleid zusammenflicken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu seyn. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern, und sich von lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammenflicken müssen, so wird aus dem lächerlichen ein thränenwerther Anblick. Ohne Zweck ist die lappländische Sprache so gut wie die römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — So denken bloß die, so zweitausend Jahre zu spät geboren sind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar

kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts, wie andere größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei seyn wenn Horaz unsern Rollers, Klotzen und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zu Ehre der deutschen Nation. — Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist, so wüßte ich nicht ob die römische Sprache nicht immer germanisirt, wenigstens in eine deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann seyn; aber je mehr Schriftsteller ich gelesen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, desto unbestimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren. Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischen knüpfe, so kann dieß freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen, holprichten Styl erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ist's freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang gelesen, und schnell einen neuern Homerischen Schriftsteller erwischt, manchmal vorgekommen als wenn ich einen Cento von Redarten läse; aber ich kann überhaupt über eine todte Sprache nicht so gewiß urtheilen als andre. Wäre ich ein lateinischer Dichter, mir würde jenes Virgilianische Mißtrauen eindrücklich seyn: „auch mich nennen die Hirten einen Dichter; aber so leicht glaube ich ihnen nicht. Noch scheinen mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder Cinna würdig; vielleicht klingt mein Gesang, wie unter Schwänen das Schnattern der Gänse."

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann als deutsch? Es scheint! Aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten, das heißt, grammatisch, Ausdrücke zusammenfädeln, ist alsdann bloß Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines

Schriftstellers einkerkern kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieset mit dem er geschrieben hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeitlang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind. Sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen, wir athmen in seiner Denkart wie in unserm Elemente; die Saite der poetischen Empfindungen tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen; die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes; wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns, sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohre, die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge, wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Sylbenmaße, in seiner Composition der Gemälde nach, und zeigen uns also als Virtuosen.

Ich setze dazu, sein Feuer facht unsern Geist an, wir schaffen in seine Bilder neue Züge und prägen seine Ideen um; wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren; ein Ausdruck gelingt uns vor ihm, eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß malen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die süße Stunde der Begeisterung zurück erinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor uns stand, und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publicum sind diese Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der ihren Geist kennet, der den Geschmack der antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dieß wissen, so

Schiffet euch in Charons Kahn,
Steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten. — Reichen sie an die Alten als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet. Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt sind: worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angespielet, was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen — kurz, die ganze Seite die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schätzbar macht, diese ganze Seite ist für uns oft dunkel, und die beste Horazische Satire läuft Gefahr von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammenzusetzen, und also, als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genie's? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer todten Sprache ist uns alles ausgestorben was der Dichtkunst Leben und Nerven gibt. — Die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall stimmet? Stimmet sie auch in Theilen, daß ich dieß und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten, und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nutzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die

mein Gedicht *bestimmt* machen; ich singe aus *Horaz*, statt *aus mir* zu singen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudiren, wo er nicht als ein *classischer Autor* behandelt, sein *Gedanke langweilig und ungefähr* bestimmt, sein Ausdruck, abgetrennt vom Gedanken, zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind, und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen *lebenden Dichter* betrachtete, der über *diesen Vorfall* zu *diesem Zwecke* so schrieb, und schreiben mußte; wo er als ein *Höfling* erschiene, der voll *feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen* ist, die gleichsam *ihre Welt* haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße *Horaz erwecken*, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen; das hieße den *Ausdruck* aus dem *Gedanken*, den *Gedanken* aus der *vorliegenden Sache* erklären, und alle drei beleben. Solange das aber ein Project, bei allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt, solange man die Alten als todte Männer behandelt die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden, so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen.

Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in *der Würde*: er ist verloren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen. — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der *Bedeutung*: ich sage das *schielend* was der Römer *ganz* sagte! Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und dann! wo haben wir das griechische

oder römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkürlich. — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, wir, die wir nach prosodischen Regeln schreiben; bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten mit den härtesten Elisionen zu schreiben; nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können; nicht das Geheimniß des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir bloß aus todten Buchstaben lernen; nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden, und unsre jüngeren Bildercompositionen in seiner Sprache zu bewundern? Sollte ich zu eigen seyn, so weise man es mir, aber nicht durch entscheidende Aussprüche, sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren, und was bleibt? Was bleibt um sie verstehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dürfte also der Ausdruck leiden müssen — und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man glaubte in dieser Sprache etwas so schön sagen zu können, als es in andern Sprachen nicht anginge.“ Diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieser Art erschöpfet hätten.“ Diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese erschöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß sie in einigen Büchern vor uns lie en, daß wir aus diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang ein r

todten Sprache in unsere Gewalt bekommen hätten!" Und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck nur gefasset, auch ihren Geist, ihren ganzen Geist zu haben, und sollte uns von diesem auch etwas entgangen seyn, so halte uns jener für diesen Verlust schadlos!" — Und nun entschloß man sich des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben. Natürlich war's daß, da dieser der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, man alles Unclassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen; also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen classisch streitig machen könnte — und ward ein classischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort classisch! Es hat uns den Cicero zum classischen Schulredner, Horaz und Virgil zu classischen Schulpoeten, Cäsar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort classisch hat den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, und uns gewöhnet nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dieß Wort war's das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Mustern, verdrängte, und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artist zu seyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dürfte. Dieß Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die Last einer todten Sprache wie einen Mühlstein gewälzet; es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen. Da stehen sie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten seyn sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

Πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς ἄϊδι προΐαψεν
Ἡρώων, αὐτοὺς δ' ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν
Οἰωνοῖσί τε πᾶσι.

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verleumden? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll unsre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; sie soll die Sprache der Forscher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick seyn würde einen griechischen oder lateinischen Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden; sie soll die akademische Sprache bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, wenn wir uns auf andere verlassen, und es bloß einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben wollten die lateinische Sprache zu erhalten; sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden; kurz, sie soll das Werkzeug der Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführet worden sind. Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben; nicht die Ehre sich anmaßen auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller, oder derer zu werden die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen Patrioten zu seyn, und Nebenabsichten dem Hauptzwecke aufzuopfern, denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

Patriae quid debeat. —

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen daß, wenn man den Ausdruck unglücklicherweise vor dem Gedanken behandelt, alsdann leicht jene todte Bildsäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter dasteht — für langweilige Leser eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen, allein der Kluge geht

vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen daß, wenn man sich begnügt was zehn andre vor uns gesagt, auf eine, so Gott will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde — eine Alltagscomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickchen die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen; — daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den schönen Ausdruck einer fremden Sprache setzt, zuerst unsre Denkart, nachher selbst unsre Sprache, und wenn dieser Geschmack herrschend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdann wird vielleicht einst ein unparteiischer Nachkomme uns die Grabschrift setzen:

Tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander
Poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adjuncta foret vis
. . . ut aequato virtus polleret honore
Cum Graecis: neque in hac despectus parte jaceres;
Unum hoc maceror et doleo tibi deesse . .

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall wo ich bloß klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt seyn zu dürfen, vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist, klebt also der Gedanke sehr am Worte. Aber jetzt treten wir auf ein Feld, wo sich alles verändert zeigt — die Weltweisheit. Wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften? Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet. Dieser Weg zu Begriffen zu gelangen ist offenbar nicht die Straße der Philosophie; sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn

sie mit dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht ob ich mich deutlich genug erkläre, damit man nicht glaube ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur: jeder Begriff den ich glaube anschauend zu erkennen, da er doch bloß eine Wirkung der Abstraction ist, ist ein Scheinbegriff in der Philosophie; und wenn ich ihn mit einem Namen gatte, so ist dieß ein leerer Name, den ich nicht entwickeln und der andre also sich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt, und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstracte Begriffe wie anschauende Gedanken sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten was sie schlossen, und sich unter unerklärliche allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fortfährt die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen, und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aesthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geschmacks verwandelt, und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder eine Gewissensempfindung, oder gar in einen angebornen Gehorsamstrieb setzet, um es zu bestimmen was gut ist; — ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird, so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist. So sind aber bloß Worterklärungen, wo ich willkürlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dieß ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode zu

Begriffen zu gelangen; denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen, sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten, weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet als zum Beschauen, so verwandelt sich mit einemmal das was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und da etwas putzet. So ist die gemeine Art Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen was andre vor uns gedacht und gesagt, sondern es sich eigen zu machen wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf bloß auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt Worte zu erklären, damit man Gedanken bloß verstehe, das heißt Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken, denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt, sondern wie er gebraucht wird, ist die

Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts als ein Mittel den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? So wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkenntniß genug habe? — Nein! denn ihr Geschäft ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dieß ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Worte technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen wird diese technische Verbindung bloß zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Worte bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden, weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen, das ist sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch seyn soll, so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hülfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Defini-

tion kömmt; jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher bloß unterschieden, sofern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden, so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmale bewußt sind, die beide Sachen unterscheiden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische; diese muß nothwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen, und von hier sich zu den Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen wie er will, und willkürliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraction deutlich darstellen, und zergliedert sie also so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man sich begnügt den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert was sie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können, so ist's eben der Zweck der Weltweisheit die bloß verständlichen Worte so lange umzusetzen und zu wechseln bis sie deutlich werden: der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben

verständlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und, wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophiren schwer sey, ist offenbar, denn sie kann nicht mit Worten spielen wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist, und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, so entwischt er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen: da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben; ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen; ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann warum er's ist.

Man sieht auch daß dieser Weg zu philosophiren Schranken habe; denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und

deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt daß sich alles auf Gedanken, und selbst der Begriff des Seyns dahin zurückleiten lasse: dieß sind unstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seyns stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft, das ist neben, nach und durch einander. Für mich wird es also schwer es zu begreifen daß wo etwas ist, ein andres neben ihm sey; wenn etwas ist, ein andres nach ihm sey; wie etwas ist, das andre durch dasselbe sey. Ich sage begreifen: nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sey, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Ebenso ist's für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne wie das Anschauen des Einen im Mannichfaltigen, das ist der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkenntniß der Vollkommenheit Wollen wirke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: „hier muß der Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben." Aber dieß hier und dieß endlich kann man nicht nach Belieben hinsetzen wohin man will, sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosophie erwogen; von der Form kann ich kürzer seyn. Will man jene Metaphysik nennen, so gibt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt, und also ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatze gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender daß ich dieß auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern

mitdenke, daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen bloß nach=denke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden: sie sind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schließe, beweise, eintheile, und also denken, schließen, beweisen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht seyn, daß ich bloß diese Worte verstehen und ausdrücken könne; wer dieß zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage seyn; aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear commentiren. Reiflich erwogen, ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters; nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist jenen als diesen hervorzubringen. Selbst unter den Deutschen ist ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu seyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben sie Gedanken."

Genug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken bloß im Vehiculum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen, das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D. krönen: ob wir ohne Worte denken können?[1] — von der Nothwendigkeit der symbolischen Kenntniß[2] — von Leibnitzens allgemeiner philo=

[1] Lit. Br. Th. 9. S. 43.

[2] Th. 13. S. 21.

sophischer Schrift und Sprache,[1] und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art bloß citiren darf; denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiedenen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen, Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen, so daß es nachher bloß die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage, so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die lateinische Sprache, sondern wünsche ihr aus guten Ursachen die Ehre wieder zu erobern die Sprache wahrer Systeme und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu seyn. Seitdem man von ihr abgewichen, sind jene neumodischen Lehrbücher erschienen, die ästhetische Cabriolen schneiden, wo sie mit festem philosophischem Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu daß, wenn ein bloß dogmatisches Buch durch eine lateinische Uebersetzung viel von seinem Innern verliert, so sey das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so sehr glänzen und locken als sie wollen. Ich gebe es zu daß jeder

[1] Th. 4. S. 234.

Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet, so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu daß wir uns unsere Gelehrsamkeit weitläufiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt, und daß, wenn die Literatur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht bloß französisch, englisch und italienisch, sondern auch schwedisch, dänisch, holländisch, spanisch, russisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markte der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Geßner: **An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?**

Hievon rede ich nicht, sondern frage: ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Eintheilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dieß, so kann man in reinem Deutsch doch lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln, und also noch immer Gefahr laufen Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Kathederwissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken auf gut Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen weder im einzelnen noch im allgemeinen auf unserm Grund und Boden; Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der lateinischen Sprache verwachsen. Wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen, und nun begeben wir uns zu schreiben — Es sey eine Sprache welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehr-

ten, wenn man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag, unter eine Last lateinischer Literatur gekrümmt, sich mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein anderes Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winckelmann'schen Geschichte der Kunst übersetzte; aber beklaget sie vielmehr, die Baumgarten, die Semler, die Heilmann, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläufigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Styl in paragraph-langen Perioden, man hat Recht ihn zu tadeln; aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten, und Gesichtspunkte aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich vom Anfange der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling studiret, so fremde und buntscheckig vorkommen als in dem altgalanten Styl die lateinischen Wörter. Diese entfernten und veralteten Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrags die Miene des Gelernten; sie öffnen dem gelehrten Psittacismus die Thüre, der sich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert; sie sind's eben die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stützen, und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig genug zu finden; sie sind's, die den philosophischen Magisterton aufgebracht, der Ballast statt Gold führet, und von Weisheit strotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterschied zwischen einem Moses und Kölbele!

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des

gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führen hierin aber andere das Wort statt meiner schwachen Stimme, und man muß überhaupt dem Lobe beistimmen: [1] „wenn es dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen einem mit willkürlichen Begriffen, Hypothesen und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegenzusetzen, so hat Göttingen Antheil an der Ehre eines verbesserten oder geretteten Geschmacks."

II.

Vom neuern Gebrauche der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten kritischen Schriften [2] unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können und müssen? Klotz nämlich, in seinen **Epistolis Homericis**, untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und sowie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender seyn möchte als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt, so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wiefern uns die Mythologie im Ganzen erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen seyn möchte; hier scheint seine Kalliope, die er vor dieser Betrachtung anruft, [3] ihn

[1] Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.
[2] **Klotz Epistol. Homer. Epist. 11.**
[3] **Epist. Hom. p. 124.**

etwas zu weit verführt zu haben, oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen und ihn etwas zurückzulocken suchen.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott des Meers, Pluto der Hölle u. s. w. Man kann nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben als weil es den Griechen und Römern so gefiel!" [1] Freilich, der Name ist willkürlich, und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn als die griechischen und römischen Namen der Götter. Alsdann ist uns nichts daran gelegen ob sie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt, und an Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur, hier einen Wasser-, dort unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel genug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, bloß als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort: [2] „Die Mythologie beruht auf nichts als dem Irrthum und dem Aberglauben der Alten." Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben, aber wir nützen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit wegen.

[1] Epist. Hom. p. 124.
[2] S. 125.

Wenn ich mythologische Ideen und Bilder gebrauche, sofern gewisse moralische oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinnlich erkannt werden, so sind mir ja mythologische Personen erlaubt, die durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind, oder in der Fabel Aesops müßten die Thiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiction müßte ich erdichtete Personen gebrauchen können — warum? weil sie der Wahrheit entgegen sind. — Der Wahrheit wegen brauche ich sie auch nicht, aber ihrer poetischen Bestandheit, und wenn es personificirte Dinge sind, der sinnlichen Anschauung wegen. Freilich, die die mythologischen Namen bloß „als leere Schälle [1] gebrauchen," die können ihrer entrathen; sind das aber Dichter? Weiter: „es ist ein sehr mittelmäßiger Kopf, der nichts selbst in Vorrath hat, sondern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen muß!" [2] Nicht bloß ein mittelmäßiger, sondern ein schlechter Kopf ist, der nichts im Vorrath hat, der bloß wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder auf eine neue Art braucht; wer hundertmal gebrauchte Personen zu Maschinen einer im Ganzen neuen Fiction braucht; wer in hundertmal gesehene Körper einen neuen Geist hauchet daß sie ihm zu diesen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetisch-schön handeln, der ist mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin besteht sein Verdienst daß er sie brauchet (weil er damit seine Kenntniß zeiget); nicht darin daß er die Schwierigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte; denn warum ließ er's, wenn dieß sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben? sondern weil er sie zu schönen poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfasser vielleicht glauben wird. Er erlaubt zwar allein den Künstlern die Mytholo-

[1] S. 126.

[2] S. 127.

gie: wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann und nöthig hat, warum sollen wir hart, oder eigensinnig seyn, und sie ihm denn versagen? Ich setze meines Zeugen eigene Worte her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio hujus disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa quaedam sint, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae sucurrit allegoria: attentio igitur conservatur, et dum omnia videmus, laetamur. — Wozu braucht sie also der Künstler? Zuerst wegen ihres bestimmten Charakters, da sie bedeutungsvolle Worte sind; ferner, durch den Reichthum von Ideen, der sie begleitet; drittens, sie malt abstracte Begriffe sinnlich. Nun! und wenn sie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß, um ihrer allgemeinen Bestandheit, um ihrer hohen poetischen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der sinnlichen Anschauung willen, damit er allen verständlich, damit er poetisch-edel, reich und schön, damit er für die anschauende Phantasie rede; wer soll sie ihm verwehren? Unser Verfasser nicht, denn er erlaubt sie ja deßwegen dem Künstler; ich auch nicht, da ich für sie rede; der Verfasser der Homerischen Briefe auch nicht, denn das angeführte Zeugniß ist sein eigenes,[1] aus demselben Briefe und in derselben Sache. Ich habe ihn durch sich selbst zurückgeführt; vorher hat er bloß die Mythologie zu einseitig angesehen. Nicht, wie

[1] S. Epist. Homer. 2. p. 129.

Griechen und Römer sie brauchen [1] (als Religions- und Historienwahrheiten); nicht, wie sie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten [2] (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Ansehens); nicht, wie sie gehirnlose Köpfe brauchen [3] (als einen leeren Schall); nicht, wie sie elende Schwätzer brauchen [4] (um neunundneunzigmal gebrauchte Gleichnisse, statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen); sondern mit einer neuen, schöpferischen, fruchtbaren und kunstvollen Hand — und zwar bloß, wenn er sie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter schlechthin ist die Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunstrichter [5] Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Ursache an; „der Dichter überzeugt uns durch seine Mythologie daß er mehr als bloße Verse machen kann; er gibt einen überzeugenden Beweis daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat, oder noch umsehen kann, welches unsre Poeten als was ziemlich überflüssiges anzusehen anfangen." Der Recensent, dessen dieß Urtheil ist, will uns damit vielleicht überzeugen „daß er mehr als bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben kann; er will uns damit einen überzeugenden Beweis geben daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat, oder **NB.** noch umsehen kann, welches unsre Recensenten als was ziemlich überflüssiges anzusehen anfangen." Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr als bloße Verse machen. Wer ein Compen-

[1] S. 132.
[2] S. 125.
[3] S. 126.
[4] S. 127.
[5] S. deutsche Bibl. 1. B. 1. St. S. 203.

dium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen haben muß; ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das poetische Auge verderben. Und dann, um sich in den Alten umsehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recensent mythologische Gedichte darf vertheidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm: [1] „wenn die Mythologie aus der Pindarischen oder Horazischen Ode verwiesen werden sollte, so sehe ich gar nicht wie sie den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdienen könnte. Der Begriff von beider Art Oden involvirt die Mythologie; ohne selbige ist es nicht möglich einen vollständigen Begriff davon zu geben. Oder wenn Sie das nicht zugestehen wollen, Herr Klotz, so müssen Sie ꝛc." O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugestehen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begriff, den vollständigen Begriff einer Pindarischen oder Horazischen Ode geben, und sich herablassen mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem schwachen Verstande liegt's vermuthlich daß ich diesen Begriff noch nicht vollständig auseinander setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindestens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann: dieß gehört zur Pindarischen und Horazischen Ode wesentlich, und dieß zufällig; dieß muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiedenen Stufe der Literatur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt daß der Charakter Pindars und Horazens am

[1] S. deutsche Bibl. 1. B. 1. St. S. 204.

sichersten, nicht in dem was, sondern wie sie es singen, ertappet werde; daß es nicht darauf ankomme ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern daß hier die Manier zu malen in Betracht komme. Ich habe geglaubt daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau darauf Achtung geben müsse wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nützen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art Gleichnisse zu malen und sie zu stellen u. s. w., sich charakterisirten. Ich glaube daß eine Nachbildung schon den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdiene (etwas was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kennete), die, damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechischen oder römischen aufrichtete; ich glaubte dieß nicht allein, sondern ein andrer, [1] der schon seinen Mann besser kennet, sagt sogar: „seit dem Homer hat man geglaubt daß die Zusammensetzung der Hauptzüge eines bestimmten Subjects nach den Regeln der Uebereinstimmung, und nach der Beschaffenheit des Zwecks den man hat, den Plan eines schönen Werks ausmachten, sowie die Grundrisse der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen einander den Plan eines Gemäldes darlegen." Alles dieß glaubte ich, und wünschte also unsern Homers, Pindarn und Horazen mehr die Art wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieses Namens würdig zu seyn, als die Mythologie selbst; aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunstrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachstammelt: z. E. [2] „Machen Sie mir doch einmal ein Heldengedicht, ein deutsches, aber

[1] Lit. Br. Th. 19. S. 97.

[2] Lit. Br. Th. 21. S. 45.

nach keinem griechischen oder lateinischen Maßstabe; oder eine Ode, aber das versteht sich weder nach griechischen noch lateinischen Mustern. Ich möchte dergleichen wohl sehen!" Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände sanken. Mir strichen zwar Fingal und Regner Lodbrog und die skaldischen und Bardengesänge, und die Psalmen Davids, und arabische Gedichte, durch die Seele, aber in der Angst schnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätische Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl sehen!" schreckte mich. „Ei! dachte ich, diese Leute haben vielleicht die Punkte, welche die Alten festgeheftet, vielleicht unwissentlich auseinandergerissen, und dieß ist alsdann ein neuer Geschmack, der nothwendig verkehrt seyn muß — weil er von den Regeln des weisen Alterthums abgeht." [1] Nun entfiel mir aller Muth zu hoffen daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, größer als die Mäcene des Horaz, wir weit leichter und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten als für Homere und Virgile; mir entfiel der Muth es zu versuchen, ob nicht eine Pindarische neuere Ode sich so unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in seiner Mythologie, die national und verwandt mit seinen Helden war; ich gab alles auf und entschloß mich zum sichersten, meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen verwiesen werden sollte, so sind sie freilich (p. princ. contrad.) nicht mehr ohne Mythologie, was sie mit Mythologie waren, Pindarische und Horazische Oden. Q. E. D."

Ich finde mich zum Verfasser der Homerischen Briefe zurück. Ich glaube erwiesen zu haben daß der Gebrauch der Mythologie an

[1] Lit. Br. Th. 21 S. 44.

sich nicht ganz verwerflich sey, nun bleibt die große Frage übrig: ist er denn so nützlich?

3.

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso nunquam deesse possint, quibus exornet carmina.[1] Hier muß ich erst wissen: was fordert die Dichtkunst; und wie weit kann ich ohne Mythologie dieß erreichen? Man denke nicht daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im allgemeinen bestimmen werde; ich sehe bloß die Forderungen der Poesie an, so fern sie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. Sobald es in der Dichtkunst auf mehr ankömmt als auf Verse machen, und fließend reimen, so kann sie entweder für den Verstand reden oder für die Einbildungskraft, für diese, um sie bloß kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichsam zu täuschen. Dieß, glaube ich, ist die psychologische Eintheilung derselben.

Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet, so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit. Was sie dazu thut, sind bloß kleine Auszierungen und Schnitzwerk; das Allgemeine ist ihrem Gebiete gleichsam entnommen. Da ich unsre geistlichen Gedichte gleich ausgeschlossen, so bleiben mir hier philosophische Lehrgedichte übrig. In diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung seyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie bloß zu verdunkelnden Anspielungen angewandt, so ist sie verwerflich — aber zu Beispielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich sie auf dem Rande der Geschichte als eine Quelle von poetischen Exempeln (würde ich historische Wahrheit immer verlangen, so

[1] Epist. Homer. p. 126.

könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen), prächtigen Farben und redenden Bildern; und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet, durch die Fabel, von der Aesop der Urheber ist, so kann ja die Mythologie handelnde Subjecte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als wirklich vorgestellt wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen. Und warum sollte sie nicht die Quelle mancher Fabeln seyn können? Wenn man einige Geschichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte — wenn man sie aus der Dämmerung der Allegorie in der sie bei ihm stehen, mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete, so würden doch wohl einige so schöne Fabeln daraus, als Lessings 5te im ersten Buche, seine 10te, 18te, 23ste, 28ste im zweiten; und diese so schönen Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Lessing'schen gewiß zu den besten gehören? Wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwer verlieren? Hier sind ja die mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen; nicht bloße Namen, sondern Wesen von einem beständigen Charakter; nicht gedankenlose Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen; kurz, alles was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fordern kann.

Hier steht die artige Fiction des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift; [1] sie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom, anschauend erkennen; und wäre Handlung in ihr, so gäbe ich ihr (nicht wie der venetianische Rath Geldsäcke, denn dieß war mehr für die Materie als die Form), sondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie bloß Epigramm, da

[1] Epist. Homer. p 130—132.

ihr das Fortschreitende der Handlung fehlt; aber kann ich wie Trapp ausrufen: ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne umbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum liegt hier darin daß der allgemeine Satz, der Venedig so schmeichelte, gleichsam in die Morgenröthe einer Fiction eingekleidet, und anschauend dargestellet wird. — Kann ich wie Klotz ausrufen: in his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia? Auch nicht! denn eben dazu ist ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte und poetisch ansehnliche Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dieß Epigramm passender gewesen, aber warum? aus einer Nebenursache: weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte. Das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, sobald sie als Zeugen auftreten; man glaubt ihnen ihren Ausspruch eben so wenig als dem Sannazar selbst. Was thut aber dieß hier? Legt Sannazar dieß den Göttern in den Mund, um seinem Satze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben, so ist er ein Narr! Bezahlte ihn Venedig so theuer, weil es glaubte seine Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich, so zahlte es freilich so albern als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt. Aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ist's ja artig, und (insonderheit damals, da die Mythologie, als poetisches Baugerüste, bekannter und mehr in Ruf war als jetzt), poetisch. Ist's aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht. Wer kann Liebhaberei und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher, zu den Oden! Eine Ode,

die wirklich Empfindungen singt, und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren. In einem empfindungsvollen Klopstock'schen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht seyn, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber wenn ich eine Ode als eine poetische Ausbildung eines lebhaften Gedankens ansehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur sinnlichen Anschauung erregen, und bis zur Illusion beschäftigen soll, so erlaubt sie die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuschung beschäftige, und durch die Illusion reize. Man siehet daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um Pindarisch und Horazisch zu seyn. Hat die Horazische und Pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste und Vollkommenheiten als Mythologie, so kann ja ein Feind der letztern sagen: wohlan! könnt ihr nicht Horazisch und Pindarisch singen, ohne Mythologie, so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht, und laßt den Vogel singen, nach dem deutschen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Es ist bei der Ode auch ferner immer nur ein Nebenzweck, oder vielmehr bloß ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen: eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Satzungen. Könnte ich's doch laut rufen daß, sowie ein regelmäßiges Aubignac'sches Theaterstück ein elendes Werk seyn kann, dagegen ein Shakespear'scher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren; so sey es ganz und gar nicht

die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu seyn, daß sie die schöne Einheit, und die schöne Unordnung, die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden macht. Könnte ich's doch laut genug rufen, daß wer Horaz nachahmt um ihm nachzuahmen, und ein schönes, regelmäßiges, künstliches und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken sinnlich darzustellen; daß jeder Zug der Horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß sey; kurz, daß eine Ode die bloß durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schätzbar ist, keine Ode sey, weil sie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künstlicher und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recensent sagt: „wenn der Poet mythologischen Bildern einen Standort gibt, von dem sie, so zu reden, die glückliche Aehnlichkeit die darin liegt von selbst zeigen, so zeigt er sich von der Seite des Artisten.“ [1] Am Artisten ist uns, Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch seine Künstelei sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopöe wagen — unermeßlich und bloß durch sich begränzt, liegt es vor mir — ich wage es also nicht ein Gesetzgeber zu seyn, und zu sagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne griechischen und römischen Schnitt ist unmöglich.“ Da würde Shakespear und alle unsre ungebornen Shakespears, die wir für unsre Bühne hoffen, da würde Ossian und Klopstock, und alle Ossians und Klopstocks die wir noch hoffen, wider mich schreien. Ich wage es aber

[1] Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. S. 204.

auch nicht ihnen Mythologie zu verbieten, sie auch der Oper zu verbieten, und sie bloß dem Epigramm [1] zu erlauben; hier mag jedes Genie selbst sehen was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern auch schon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Klotz scheint überall bloß einen Gebrauch der Mythologie zu meinen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach schiefem Geschmack, und in gelehrter Bilderkrämerei bestehet. Alsdann geben wir ihm völlig recht; sobald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist, so ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verfasser gibt uns einige; aber Schade daß sie nicht völlig seyn können was jene sind. Er empfiehlt uns Allegorie: [2] man soll Tugenden und Laster, die Affecten der Seele u. s. w. z. E. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treue, Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und, wie der Künstler, sie auch poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Lessing in seinem Laokoon [3] im Vorbeigehen berühret; ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dieß möchte hier am unrechten Ort eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, sowie der andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundenen Ländern, an

[1] Epist. Homer. p. 132.
[2] Epist. Hom. p. 128.
[3] Lessings Laokoon S. 113. rc.

die Stelle wo ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu seyn.

Ich will jetzt mit einigen freien Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beschließen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so nehme es zu dir, ohne daß ich dich namentlich rufe. Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der Homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie bloß als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten oder Artisten zu zeigen. Die erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

- - - Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia acervant.

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten zeigen wollen, bringen mir den Maler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zehen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie bloß poetisches Werkzeug wird, so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkreiset wäre, sonst verirret man sich in Anspielungen und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott! wozu; denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt kein andrer ehrlicher Mann. Von diesem

Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem Gemälde an, daß, da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben ihre Anwendung allein zu verstehen. Die Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer Schriftsteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!" Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreister, feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch; aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil er auf Zeichen gehalten! nun verstand ich's, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen; dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme; oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott, von ganzem einfältigem Herzen. Dieß ist lächerlich, es sey denn daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt, oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten, sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie alles was gleichsam leblose Schönheit ist; wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft am unrechten Orte so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, vom Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Kastalischen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. bloß gelehrt, und, wie sie meinen, poetisch reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschinen,

denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist als den Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdann Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht genug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt, so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen; aber wenn man sich bloß schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzählt, bloß weil sie die Alten erzählt, so fehlt wieder der Zweck des Neuen. Ich nehme diesen aber nicht bloß im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersetzung seyn, so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dieß letzte an Wielands komischen Erzählungen vermissen; allein die Art der Erzählung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit genug. Wenn im Ganzen nicht genug Hauptzweck und Hauptton herrschen dürfte, so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüssigen Putzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungene Allegorie daraus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiction gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande muß sie reizen und illudiren, und alsdann ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nutzen

können, um uns den Alten mehr an Geist als durch Nachahmen zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils bloß poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? Wie haben sie sie verschönert, genutzt, verändert? Und können wir in alle diesem etwas von ihnen lernen?

Was für eine griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauernknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben; sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei, und alle jene Fabeln die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen, und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander und Olymp, und alle die heiligen Oerter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande; in meiner Geschichte; rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen; ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns öde und wüste trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte, würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischen Geschichten sich verirren; oder ist's wahrscheinlicher daß er auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten würde; daß er insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nützen würde, über die er singt; daß sein Gesang individual für

seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, säcular für sein Zeitalter und idiotisch für seine Sprache wäre?

Wenn der griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet; wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nützen! Er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, schlingt die genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichsam dadurch heilig daß hier vormals Götter gewandelt; so wird seine Ode voll Mythologie, aber warum? Um sich als Gelehrter, als Artist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! Seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls den er besingt. Und was wird also sein Gesang? Ein heiliges national-, säcular- und patronymisches Lied, das werth war in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter für welches sie singen, sind und seyn werden? Ein anderer antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der bloß gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie ist Allegorie!

personificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart abstracte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, so kostet ihr Dichter unter uns von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken. Lernet von ihnen die Kunst euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt daß ihr nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset, so stärket euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken; ich meine, statt daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht, so lernet von ihnen die Kunst zu allegorisiren, vom philosophischen Homer und vom dichterischen Plato.

Kurz, als poetische Heuristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkte durcharbeitet — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann seyn, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiae, diese hylen inventionum poeticarum, diese aurifodinam mythologicam (oder wie die hochtrabendenden Titel einiger spanischen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussetzt, die selten beisammen sind, und oft gegen einander wirken: den Reductions- und den Fictionsgeist, die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters, so sind hier viele Schwierig-

keiten uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue zu finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichten auf nähere Vorfälle an; legt sie in einen neuen poetischen Sinn; verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket seitwärts, geht zurück, oder stehet stille, um alles bloß als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach seiner Absicht und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6.

„Was?" höre ich hier einen Kunstrichter entgegenrufen, „daraus werden mythologische Unwahrheiten: z. E. nun darf Sisyphus schlafen, Tantalus trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das System der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem einzigen Orte im Pindar eine solche Inversion finden; er läßt, wie alle Poeten, diese Dinge so stehen wie sie das Fabelsystem dictirt hat."[1] Hier wollte ich zwar einfallen: „Das möchten auch mythologische Unwahrheiten seyn. Sobald Sie die Alten in Ihrem Scholiasteneifer nicht ganz vergessen wollen, so werden Sie wissen daß die Alten nie ein Fabelsystem gekannt, das sie wie Luthers Katechismus hergebetet. Sie werden wissen daß so viele mythologische Widersprüche, Ungereimtheiten und Possen bloß daher entstanden, weil die Götterlehre nie ganz gewesen. Sie werden wissen daß es eine neue und eine alte Mythologie gegeben, daß jeder Poet es für erlaubt gehalten Zusätze und Veränderungen zu machen, und die folgenden Zeitalter endlich alles verunstaltet. Oder wenn Sie mehr als dieß wissen, und behaupten daß Pindar, so wie alle Poeten, alles hat stehen lassen, wie es ihm dictirt ist; haben

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 73. 74.

Sie es etwa ihm und allen Poeten dictirt? Wie viele, viele Inversionen hat Pindar gegen die Alten! und seine erste Ode spricht gewiß von Tantalus mit Delicatesse, Sorgfalt und Wahl, die er auch in einem Fabelsystem, wie es zu seiner Zeit ausgesehen, nöthig hatte." Dieß wollte ich sagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie mißlich es sey sich auf sein Gedächtniß zu verlassen" — wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Nonsens sagt (es dürfte dieß viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel seyn).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht — wer bist du daß du es wagst „die Punkte zu verrücken die die Alten festgeheftet, und einen neuen Geschmack einzuführen, der nothwendig verkehrt seyn muß, weil er von den Regeln des Alterthums abgeht?" [1] „Wie? wenn du alsdann einst im Reiche der Todten vor dem δικαστήριον [2] der Alten erscheinen sollst, und du sollst mit dem armen Trescho auf den Richtplatz; du magst Prediger oder Amtsschreiber, oder Holzinspector, oder Küster, oder Schulmeister gewesen seyn; dann wird man die erschreckliche Angst auf deinem Gesichte abgemalt finden, die dich innerlich peinigt, und dir alle die Unordnung vorhält, die du unbedachtsam in das Fabelsystem eingeführet. Jetzt bist du noch ein vermeßner und sorgenloser Knabe, dem der morgende Tag keinen Kummer erweckt; aber einst vor der σκυτάλη des Gerichts! zittre! da wirst du nicht wieder durchkommen. Lucian (der, wenn er das Glück gehabt eine lange Zeit später geboren zu werden, gewiß die Ehre hätte haben sollen ein Mitarbeiter der Literaturbriefe [3] zu werden, weil er schon an seinen Vorschriften ein würdiges Probstück geliefert, das fast verdient ein

[1] Lit. Br. Th. 21. S. 44.
[2] Lit. Br. Th. 22. 4. 5.
[3] Lit. Br. Th. 20. S. 6.

Berliner Literaturbrief zu seyn, und es auch wurde), dieser Lucian und Longin, und der Kunstrichter werden den Minos, Aeacus und Rhadamanth vorstellen. Nun ruft der dritte [1] von ihnen: Nur heran, Missethäter! . . . Guten Tag! warum hast du nicht den vierzehnten Abschnitt aus meinem Herrn Collegen Longin herausgeschnitten, und auf das Pult, wo du ordinär deine Muse sitzen hattest, angenagelt, um jederzeit die großen Muster des Alterthums vor dir zu haben? Warum die alte Mythologie verrückt? Wohlan! höre deinen Namen griechisch von der σκυτάλη lesen:. . ϱδ . . πϱότεϱος ἔξιθι! denn du hast einen verkehrten Geschmack einführen wollen."

Dieß jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele; ich entschloß mich in der Angst, nicht bloß den vierzehnten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo gewöhnlich meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht — sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdann alle alten und neuen Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich dann auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein daß der böse Lessing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen heuristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! [2] — Und nun schreibe ich getrost fort von meinem heuristischen Gebrauche der Mythologie.

[1] Ich muß mich hier zur niedrigen Satire wider Willen herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Literaturbriefe sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem siebenzehnten Theile der vierundzwanzigste gefolgt, oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

[2] Lessings Fabeln, 5te Abhandlung.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiction aus der alten Mythologie erklären! — der schönste Gebrauch, „wenn man seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen weiß.“ Jene allerliebste Lessing'sche Fabel: Zeus und das Pferd [1] die vor unsern Augen das Kamel schaffet; jene, [2] die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht; jene, [3] die es uns aus dem Rathe der Götter erklärt warum das Schaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden [4] u. s. w., sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur ist. So erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Sirene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Literaturbriefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküsset haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betrachte voll poetischen Erfindungsgeistes. Kurz, aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fictionen.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe; aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Ramler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt: in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte, so

[1] 1. B. Fab. 5.
[2] 2. B. Fab. 10.
[3] 2. B. Fab. 18.
[4] 2. B. Fab. 24.

suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergallerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war; andere haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet; andere sie mit historischem Auge angesehen; andere die Naturlehre der Alten in ihr studirt — der philosophische Dichter hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten zu zeigen, wie ungestalt alles wird wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurückzuführen, in denselben ihn zu kleiden daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge: dieß ist das glückliche Kunststück unsers Ramlers in allen seinen Gedichten. — Sein meister Gebrauch der Mythologie ist hier Beispiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden, ohne diese Mythologie, nicht noch schöner seyn würden. Ein dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Palästen ausgehöhlte Rücken der Vorgebirge, und in den Statuen der Künstler die Steine Deukalions sieht, wie sie sich beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der erste seyn der sich eine politische Mythologie schüfe, wie einige neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber als niemand dieses wagt, so ist's das leichtere und sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gesundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungnen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

Ich betrachte jetzt einige lateinische Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leser, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine römische Brille zu gebrauchen; tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst, so belebe dich, wenn du einige abgeschlagene Köpfe der Deinen siehest, der Geist des jungen Cato, da er wider Sulla für sein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeister aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen Anschlage, vom römischen Joche frei zu seyn, zittert, entfernet euch:

— — sacer est locus; extra
mejite — — — Pers.

III.
Von einigen Nachbildungen der Römer.

1.
Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet, und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen! Sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger deutschen Dichter setzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publicum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen! — Ein Ding in vierzeiligen Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Constructionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen, heißt eine — Horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht, sonst würde man noch ärgere Mißgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Anti-

strophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen und sich nennen würden — Pindarische Oden. —

Ramler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Ramler in seiner Kunst das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen; Klopstock im fortgehenden Strome seiner Empfindung; Uz, im Tone der philosophischen Ode; Lange in der Zusammensetzung Horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammeln.

Von Ramler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dieß die vornehmsten; erstlich: sie zaubert Sujets unserer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie, eingekleidet in die Morgenröthe einer antiken Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder und Ausdrücke genau auf denselben anpassen. Und dann ist auch der feine Wohlklang und die genaue Versification der äußere Schmuck, der Ramler zu einem deutschen Horaz macht.

Fictionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reinste Quell zu diesen Fictionen ist unstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig und sinnlich; und wie hoch steht eine Ode, die dieß thun kann. Daher haben die größten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dieß Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken; die kleinen Geister schaudern vor diesem Trank, weil Kenntniß und Geschmack des Alterthums, ja fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die

höchste poetische Kunst," sagt vielleicht eben dieser Dichter,[1] „ist, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben."

Seine Nymphe Persanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolemäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im Horazischen Gespräch: Donec gratus eram tibi — herrscht; ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachlässigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttin Concordia[2] ist des Altars im Janustempel würdig; nur dürfte die Göttin Ate vielleicht zu altgriechisch, oder altrömisch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drath und Beil waffnen mußte. Wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ate von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene Herkulischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand; in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen[3] ist werth daß Hymen

Wenn ihn noch ein festlich Lied
Herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

[1] Krit. Nachr. aus dem Reiche der Gelehrs. St. I.
[2] Lit. Br. Th. 23. S. 92.
[3] Lit. Br. Th. 23. S. 90.

— zwei Ring an einer Hand
Und um die Schläfe Myrthen
Und um den Arm ein goldnes Band,
Ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können.[1] Denn eben durch sein Zaudern wird Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dieß Zaudern allein, das bloß der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte; denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht daß Ramler bloß in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey; sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordenen Wochenschrift[2] Erläuterungen finde, die nicht bloß die Ode erklären,

[1] Ich glaube, dieß ist's was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Br. Th. 8. S. 388.). Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

[2] Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete, so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen wenn ich sie hersetze:

O die du dich zur Königin der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, [1] an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpurrothe Brust,
Die Proserpinen [2] ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb,
Und machte daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich: [3] das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein,
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres [4] gehn.

[1] Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

[2] Proserpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß ihre Tochter wieder zu holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

[3] Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet; mit gesunknen Aehren, bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

[4] Pomona ist die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getreides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan[1] und zieht ein Labyrinth[2]
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn[3]
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt,[4]
Die rund umher der Pyrrha[5] Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?

[1] Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

[2] Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

[3] Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam; die schönsten Gewerke und Manufacturen kommen zu uns herüber.

[4] Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dom sind Zeugen davon, und können deßwegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehöhlt hat.

[5] Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesichte Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte wo er aufhört Stein zu seyn, und anfängt lebendig zu werden!

Ihr Götter, prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon; [1]
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen, [2]
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette [3]
Bis dahin wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing. [4]

[1] Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne ꝛc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet unfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Maler- und Bildhauer-Akademie gebauet und mit Götterbildern gezieret ist.

[2] Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich; doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

[3] Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen; der staubige Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen aneinander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen sobald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittener Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen; dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortrefflichste Mensch, und . . . Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

[4] Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf [1] durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; [2]
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich,
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war; [3]
Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt [4] sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

[1] Die Hydra Lernäa war ein vielköpfiges Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein wenn er einen Schlangenkopf herunterhieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

[2] Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

[3] Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste; eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

[4] Wird von Sparta gesagt, und däucht unserm Dichter schöner als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe; weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt es auf Berlin zu deuten; weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darin wäre wenn der Poet in eben der Construction fortführe: Du zogst vom Schall ꝛc.

So sang Kalliope,[1] die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,[2]
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten,
In Larven und im Lorberkranz,
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odengenie als ein schlechtes poetisches Collegium. Fast jede Nummer zeigt „die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben." Auf die Art bestrebe ich mich den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären, und so erkläre man sich jede Ode Ramlers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemerken; da dieß aber zu weitläuftig ist, und bei andern Oden von ihm füglicher geschehen kann, so kann ich nicht umhin meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

[1] Kalliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besonderes Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Drommete, an.

[2] Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus führt die römische Aufschrift: Friedericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher; denn aus Poesie, Musik, Decorationen und Balletten erwächst die Oper.

1) Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohllaute eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsylbe, fast wie ein Pfeil. Diese Figur däucht dem Auge so schön als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn, bald hinten gesetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verse laufen fort und drücken einen Gang aus.

Mit deinem eignen Laube krönen muß

scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Verse findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über drei Consonanten stehen hintereinander, auch sogar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Kalliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß, wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vocal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vocal schloß.

Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verse einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidigt das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweien Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So stolz höret ein feines lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht, sollten sie auch, sobald als sie Gesetze werden, Hindernisse seyn, so muß man umsomehr den Dichter bewundern der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn die eben so stolz declamirt; denn sowie die lyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist, so nähert sich auch die lyrische Declamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Ramlers Declamation voll seyn, so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen ihn declamiren hören zu können.

Nicht bloß Allegorie und Wohlklang — die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weßwegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, sogar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

Te semper anteit saeva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum — —

Ich bin mit Ramler darin wohl zufrieden daß er dieß überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Lessing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum, die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mäcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Constructionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine deutschen Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären als diese. — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet; schwerer, um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Lessing mit dem Anfange des Messias versuchte, probire man mit Ramlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen daß Ramler bloß Horazische Vorfälle wählte, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn bloß in diesem Gesichtspunkte betrachten, so dürften die besten Horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, und hat es bewiesen daß er ohne Horazische Plane und

Bilder Horazisch singen könne, und dieß erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Ramler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein, daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert, und sozusagen jede Schönheit derselben erschöpft; vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Römers bei ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken nach diesen Eindrücken modeln. Denn in der That, unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte. Vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz dieß große Genie oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde [1] an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren; hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen. Die folgenden sind es schon mehr:

[1] Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
— — credit dicta — —
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. 1.

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder,
Ihr Fest bei jedem Nektarmahl
Ist Er — —
Schon säng' ich seine jüngste That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden —
Schon säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden
Gefeierten Julian.

Bei dem letzten Ausdruck haben die Literaturbriefe [1] dem Herrn Professor Ramler einen höflichen Verweis gegeben daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte wann Julian gelebt, und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiern können. Allein sie vergessen daß dieß im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiern sollen. In Ramlers Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die Herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen, ist Ramler ein vollkommenes Muster der Ode; jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt; jede Construction gewählt, geordnet, gewaffnet; jede Freiheit nicht bloß Licenz, sondern Muster; seine undeutschen Redarten bereichern die Sprache; seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht; der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verursacht, ein Werk des Vorsatzes und Fleißes,

[1] Th. 8. S. 388.

nicht der Noth und des Unvermögens; sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe die man seinen Oden von dieser Zeite macht, sind kurzsichtig und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode [1] hersetzen, die sich am besten aus Ramlers Oden erklären läßt.

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber niemals vernachlässigt werden darf. Es gibt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele aufeinanderfolgen können. Die Ordnung der Zeit, des Raums, der Vernunft, des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w., die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt nicht historisch wie der epische, nicht topisch wie der malerische Dichter: sie folgt auch nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich ist, kann die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genannt werden. Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft aufeinanderfolgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter übersprungen, und daraus entsteht die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind; und in welcher die Bilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselstrichen zu berühren, und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen Begriffen kann man die Regeln herleiten wo die Ode anfangen und schließen muß.

[1] Lit. Br. Th. 17. S. 149 ꝛc.

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte und also auch zur Ode kein Werk der Begeisterung, sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist, so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen welche Ideen die lebhaftesten seyn, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbildungskraft aufeinanderfolgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen; er muß nachdenken und empfinden, und man siehet leicht was ihm dieß für Schwierigkeit machen muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Strome der Begeisterung und dichtet, so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen hervorbringen können; aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subject, und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemeßne Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziel eilet. Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursache der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdann eilet der Strom der Gedanken seinen Weg, unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur erfüllt alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll, als nämlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude &c., so ist die Natur, ohne Leitfaden der Kunst, eine mißliche Führerin. Sie führt den Dichter auf Abwege; sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte; sie verbindet Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf einander haben, und bringt also poetische Phantasien hervor, aber keine Oden."

Dieß Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode lieferte, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil

verloren gegangen, so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die wenigen die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen: die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopstock'sche, Ramler'sche im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten, sind Fußstapfen genug für einen der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt gelesen. Vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Musik erklären; vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details, [1] dem Licht und Schatten, den Wendun-

[1] „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der griechischen, römischen und orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt als die Pindarische und diese mehr als die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleichniß in das andre übergeht, und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersetzen in welchem Fall es dem Dichter erlaubt sey von dem Gleichnisse zurückzukehren, und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten im Gleichnisse wie ein Blitz verschwinden muß." Lit. Br. Th. 9. S. 184.

gen und Bildern und Versification und Sprache zergliedern; vielleich wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apolls und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiedenen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen, so würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte, daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammelte, sich über alle fließenden Reime im lyrischen Sylbenmaß erhübe, und bloß den Geist der antiken Ode zum Rathgeber seiner Wahl machte; ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Ramler es für gut geachtet die Lieder der Deutschen zu sammeln, so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser declamiren als singen lassen, die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen,“ [1] dieser Sammlung eben so würdig, ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen die keine Ausbesserung nöthig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse gäben; denn alle fremde Correctur ist mißlich und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr muß ich aber befürchten daß mein Vorschlag nicht flugs

[1] S. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berl. 1766.

von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Odendichtern[1] ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Ramler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge; alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

*

Klopstock hat in seinen Oden weniger Horazische Züge. Seine Ode an Friedrich vor dem Messias scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen,[2] zu der ihm eignen Kunst die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens; sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen; eine wird die höchste, und es erfolgt eine Stille; wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus. In einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Züricher See; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbaren Gedanken sagt:

[1] Braunschweig bei ....

[2] Lit. Br. Th. 8. S. 229.

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Hauptone, den die Ode haben soll. Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht des Hymnus, durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wendungen bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth einer Ode am besten ausmachen können, wenn man sich fragt: würde Horaz diese Materie so ausgeführet haben? Aber man müßte ein wenig strenge bei Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten. — Ich erkläre mich hiedurch gar nicht gegen die Ansprüche die besonders der lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem wesentlichen was die lyrische Poesie fordert unterwerfen muß. Und dieß Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz durch seine Muster festgesetzt."[1] Ueberhaupt ist dieß ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend als das 26ste des ersten.

Ich werde von Uz und Lange kürzer seyn können. Des erstern philosophischer Odengeist ist bekannt, und von den Literaturbriefen[2] würdig gepriesen worden. Er ist der einzige der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen kann. — Von Lange dürfte es heißen: die ersten werden die letzten seyn, und nach meiner Meinung hat er mehr Horazisch gesungen als übersetzt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genie's und einiger glücklichen Stellen ungeachtet; überall verfehlte Stellen, verlorner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Colorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und

[1] Nord. Auff. 2. B. St. 105.
[2] Th. 8. S. 214.

gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen. — [1]

Ob wir deutsche Catulls haben, mögen die Lieder der Deutschen beantworten. Unter allen hat vielleicht Lessing zu seinem Hauptzuge die meiste Catullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dieß werden bloß die behaupten die in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und bloß nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lucrez sey? Diese Frage ist älter als die Periode über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit etwas von dem Lucrezischen Lehrgedicht zu sagen.

[1] Darf ich hier Gelegenheit nehmen Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreisen die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen? Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verfasser nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduin'schen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die kritische Muthmaßung (S. 16), in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben; wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (S. 25—30); von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (S. 51—58), von seinem Urtheil über Plautus (S. 272—273), und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (S. 18—25), über den Flug der Muse (S. 95—103), über Musa potens lyrae (S. 104—106), über den der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten Aemilius Paullus (S. 119—123), über die curas laqueata circum tecta volantes (S. 175—177), über die Blandusische Quelle (S. 207—210) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Grazien (S. 125, 249—255) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

2.
Vom Lucrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht was heutiges Tages ein Scribent für Beifall erhalten würde der es wagte, nach dem Beispiel des Lucrez, die Lehren einer Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa hie und da durch eine poetische Stelle aufzuputzen. Gewiß ist es daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Feierlichkeit, die sowohl mit dem Aufgeweckten des Theaters als mit dem Trocknen der Schule einen seltsamen Contrast macht." — [1] Ich weiß nicht wie mir diese Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unsern Lucrez genannt; auch er hat die Lehren einer Schule in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, zwar mitunter trocken, aber schön aufgestutzt mit poetischen Stellen — und hat Beifall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern als des erstern wegen. Ich schlage also zurück: [2]

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit ungemein hervorgethan; aber in der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu klagen haben. — Unsre Lehrdichter sind vortrefflich wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige sobald sie sich zu den Sitten der Menschen herablassen. Popens *Essay on Man* möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen als einem Franzosen; aber seine **Moral Essays** verrathen eine so feine Kenntniß des menschlichen Herzens als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt. — Diese beiden ganz wahren Bemerkungen machen daß ich den deutschen Dichtern die philosophische Dichtungsart des Lucrez

[1] Th. 8. S. 216.
[2] Th. 8. S. 163 ꝛc.

als ein glückliches und reizendes Feld anpreise; doch mit einiger Einschränkung. Lucrez ist in meinen Augen, nach dem Feuer seiner Bilder, eines der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philosophie sieht mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten mit denen er stritt — — **propter egestatem linguae ac rerum novitatem** — — und die er doch überwand; die Strenge mit der er seiner Schule genug thut, und die herrlichen Gemälde und Ausschweifungen die er einstreuet, so muß man erwarten daß unsere Lucreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsameren Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dieß, so bleiben von allen unsern deutschen Lucrezen [1] vielleicht nur drei noch die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lucreze sind sie nicht, wenn Lucrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller, Witthof und Creuz, drei Dichter auf drei verschiedenen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lucrez, du, der du sein Anbeter und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lucrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zween Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt, dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den G . . anern vergessen sollte. [2] Jener weiß abstracte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstracten Ideen poetische Farben zu geben; jener ist glücklich

[1] Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

[2] Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleicht seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

im Ausdruck der menschlichen Denkart, sofern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann, dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen wenn ich jenen bloß als Dichter nach dem Aeußern, und diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch von der ersten dichterischen Größe erfordert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein Halbgründliches; und unsere philosophischen Witzlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren (die aber dießmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es schöne Geister die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben; die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor; denn die Epopöe, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fordert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vorreden:

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis. —

Dieß fordert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die

meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschließet, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

*

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie, als Ungeweihte, sich nicht ins Heilige wagten; jetzt lege ich einen Gegenstand vor der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und, wie ich glaube, würdig ist die ganze Seele eines Genie's allgenugsam auszufüllen: es ist zwar bloß ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujauchzen würde. Laß es seyn daß die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, sobald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen; „laß es seyn daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens genug hätten um **Moral Essays** zu schreiben;" ich zeige ihnen ein **Essay on Man** an, wo sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es daß die deutschen Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eignem Grund und Boden sind, weil sie die kühnen Blicke die Plato, Baco und Locke in die menschliche Seele gethan weiter verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dieß, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmal unsres Volks und unsrer Zeit seyn könnte. In dem eigentlich Speculativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage was man will, er bleibt ein Gileaditer, der sich in diese Platonische Republik einstiehlet, um Holz-

hauer und Wasserträger zu seyn. Das Dichterische was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann um den Weltweisen nicht gleich vor den Kopf zu stoßen, sind alte Schuhe und verschimmelt Brod; und aller der Nutzen den er dem Philosophen gibt, ist daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt als er ihm dichterischen gibt; eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele: die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten und Entwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten, so fühle ich's doch daß alle ihre Warnungen zu klein sind um ein Genie zittern zu machen. Großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnem Schritt fortginge um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen die man über und in der menschlichen Seele angestellet zu poetischen Körpern umgeschaffen würden; wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypothesen zu dichterischen Fictionen sich umbildeten; wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte; kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der mensch-

lichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte, wenn er zu der Größe deren eine menschliche Seele fähig ist sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens wie einen pierischen Quell kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste Herz; — und er hiezu alle Macht der Dichtkunst aufböte! — Wie lebhaft hat nicht schon Abbt gedacht, der doch bloß beobachten, nicht schildern, der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehülfin machte, da dem Dichter alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen; aus diesem Chaos all die Ideen aufrufen die in ihm schlummern; aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen; auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist beseelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jason entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes, die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen; die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen; den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei; die Stärke die sie anwenden muß um Abstractionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu vertheidigen; ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensetzung der Begriffe; ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften; die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle diese Seiten uns gegenwärtig machte, und alles was

er in der Seele siehet selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte, so wäre dieß ein Gedicht was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopöe und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegenarbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sähen, theils sein Object, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegenführte; wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegenjauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das ganze sympathetische Saitengewebe unserer Empfindungen würde in diesem Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das wo wir nicht unser Bild erblicken. Dieß wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften; es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genie's in unserer Stufe der Cultur, und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdann eröffnen; Zaunkönige sich auf seine Flügel setzen, um ihn ruckweise zu überholen; keuchend der Neid ihm nachstreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken daß das Probstück die Psychologie in Reime zu bringen ihn so hoch bringe, der würde alsdann die Fledermaus vorstellen die von Nachtphilosophen und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er bloß eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungs-

kraft, besang; mit welcher Stärke besingt Young bloß einige Widersprüche des menschlichen Herzens; wie rührt Shakespeare in seinen Monologen, wenn bloß eine Leidenschaft kämpft; wie gefällt ein einziges Klopstock'sches Gleichniß aus der menschlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten und alle Widersprüche, und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen seyn und aufeinanderfolgen können — welch ein schöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der lateinischen Elegien.[1]

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fordern daß das Publicum sich soll Klagen vorwinseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen daß die Aufmerksamkeit die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erst spröde ist, dann erweicht, dann eifersüchtig und ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der daß in den letztern die Ursache dieser Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählt werden. Die Kunst des Dichters besteht nun darin daß er diese Wirkungen rührend und angenehm beschreibe;

[1] Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik die noch zu den unbekannten Ländern gehört, ist aus den Literaturbriefen Th. 13. S. 69—83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

und hieraus läßt sich zugleich erklären warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nämlich schmeichelhaft für ihn Wirkungen beschrieben zu sehen davon er ganz allein die Ursache ist. Andere Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüssig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat.[1]

Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegie allzusehr eingeschränkt zu haben.[2] Man könnte sie überhaupt erklären als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich Vollkommene; der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen[3] angegeben, und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger die merklich reinen, Empfindungen der Lust gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, enstehen, gehören für das

[1] Alles dieses dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demungeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte. Ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder der als Freund in das Haus eines Ehepaars geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal das ein Klopstock und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet.

[2] So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

[3] Von denen man in der Rhapsodie des Verfassers der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten, so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nämlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnisch bei einem großen Schmerz sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet: so sind alle ihre schönen Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegung auf einmal verdecket.[1] Man erblickt nichts als eine traurige Fläche, und hört nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es gibt Seelen welche besser verwahrt, und gleichsam mit frischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind; Empfindungen die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im

[1] Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern bald verneint, bald bejahet ist: ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung sey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage, so muß man theilen und fragen: *ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung?* Unmöglich! Wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. *Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung seyn?* Ja, und billig sollte sie es durchaus seyn. *Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen?* Meinetwegen! nur den poetischen *Ausdruck* betrifft das Nachahmende allein. Die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

Sturme der heftigen Leidenschaft, sondern wenn sie dieselben erhält, so ist's bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
Der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder[1] aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satirenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus; aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend das er vor sich sieht rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es untersucht wo die Ursachen dazu liegen; und da die Gegenstände nicht nahe genug sind um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen, so genießt er des Vergnügens das ihm die Mäßigung desselben darreicht.[2]

[1] Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das vorige, wiefern sich Elegie von den andern Gedichtarten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

[2] Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt möglich sind — wer wird das läugnen, der es zugibt daß es leider zu viel Uebel gibt welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können. — Aber daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dieß kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr ich schränke sie ein. Zuerst: Betrachtungen über das Elend des

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen, so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe haben; sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland,

ganzen menschlichen Zustandes gränzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um bloß Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt bloß im Einzelnen vor uns; klagen wir über diese einzelnen Fußstapfen, so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere wirklich werden, so ist's beinahe unmöglich „zu klagen, ohne daß man untersucht wo die Ursachen dazu liegen." Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden als durch ein abgezogenes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter), aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Wirkung die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze voraus daß er unsern Empfindungen nahe genug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an daß er in dem Gesichtspunkte betrachtet werde, daß er uns interessirt, daß er auf unser Herz wirkt; — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch als Elegie werden. So sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w.; das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee so launisch spielt; den rührender Kampf mit sich, ob er seyn oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio; seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen; sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satire, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme; sie sind nicht schlagende Donner der Ode, sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch

oder unsere Geburtsstadt, oder das Land unserer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt, Länder wo die Musen sonst gewohnt

durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der, unzufrieden mit sich oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wenn das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erscheint (denn wer kann die eine sehen, ohne mit Widerwillen an die andere zu denken), so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich, als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen; ein großer Garten voll Unkraut und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demselben kriechen; eine Einöde wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht daß sie treffen. — Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leier weg; sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs; seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weissagungen im alten Testamente, wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten; wie die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über das allgemeine Elend ist entweder zu kalt um Elegien zu weinen, oder sie wird von einzelnem Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten, aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt, noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebornen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ungefähr das Geburtslied und Grablied unsers Kleist's ist; so kann vor dem Anblicke eines Hospitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

haben durch Barbarei entheiligt sind, so können dergleichen Empfindungen entstehen. Nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben; die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen die vergangen sind, Feinde die sich freuen; und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen; — sobald sie sich erst wieder erinnert wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget, so löset sich der Schmerz in Thränen auf; die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug.[1] Zu dieser

[1] Von der Elegie über die Schicksale *einer besondern Gesellschaft* gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle, aber empfindungslose Malereien, noch Ausrufe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider nur zu oft Spuren, so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eiue elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs (wie Sancho Pansa sich ausdrückt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die *begeisterten Oden* über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen, sie mögen *strafen* oder *lehren*. So hat vielleicht *Alcäus* gesungen; so singt *Horaz* zum römischen Volk über das *Verderben Roms*, in der sechsten Ode des dritten Buchs, die uns *Hagedorn* übersetzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und sechzehnten Epode; so sind *Uz's Oden an Deutschland*; die dritte, neunte und vierzehnte in der neuen Ausgabe der Klotz'schen Gedichte, und, wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer lateinischer Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die *Klaglieder Jeremiä* und andere Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele die ich kenne.

Gattung gehört der 137ste Psalm in dem Kirchenliede: „An Wasserflüssen Babylons," den auch der Aufseher nach Sidney's Uebersetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben, besonders denjenigen welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den gegenseitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat, [1] ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dieses Muster in Gedanken habe, so will ich sogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden worin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande [2] seyn, ob ich gleich gestehe daß zu der von dem Engländer

[1] Ich glaube sie in einem Theile der Erweiterungen übersetzt gelesen zu haben; allein weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsley'schen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdruck des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortrefflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

[2] Mir fällt hiebei einer der besten Gellert'schen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube daß ebenso Zeit,

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen, so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe haben; sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland,

ganzen menschlichen Zustandes gränzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um bloß Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt bloß im Einzelnen vor uns; klagen wir über diese einzelnen Fußstapfen, so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere wirklich werden, so ist's beinahe unmöglich „zu klagen, ohne daß man untersucht wo die Ursachen dazu liegen." Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden als durch ein abgezogenes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter), aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Wirkung die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze voraus daß er unsern Empfindungen nahe genug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an daß er in dem Gesichtspunkte betrachtet werde, daß er uns interessirt, daß er auf unser Herz wirkt; — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch als Elegie werden. So sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w.; das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee so launisch spielt; den rührender Kampf mit sich, ob er seyn oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio; seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen; sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satire, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme; sie sind nicht schlagende Donner der Ode, sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch

oder unsere Geburtsstadt, oder das Land unserer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt, Länder wo die Musen sonst gewohnt

durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der, unzufrieden mit sich oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wenn das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends erscheint (denn wer kann die eine sehen, ohne mit Widerwillen an die andere zu denken), so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich, als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen; ein großer Garten voll Unkraut und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demselben kriechen; eine Einöde wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht daß sie treffen. — Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leier weg; sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs; seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weissagungen im alten Testamente, wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten; wie die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über das allgemeine Elend ist entweder zu kalt um Elegien zu weinen, oder sie wird von einzelnem Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten, aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt, noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebornen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ungefähr das Geburtslied und Grablied unsers Kleist's ist; so kann vor dem Anblicke eines Hospitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken 2c. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

haben durch Barbarei entheiligt sind, so können dergleichen Empfindungen entstehen. Nur muß die Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben; die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen die vergangen sind, Feinde die sich freuen; und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen; — sobald sie sich erst wieder erinnert wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget, so löset sich der Schmerz in Thränen auf; die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug.[1] Zu dieser

[1] Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle, aber empfindungslose Malereien, noch Ausrufe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider nur zu oft Spuren, so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs (wie Sancho Pansa sich ausdrückt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen, sie mögen strafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen; so singt Horaz zum römischen Volk über das Verderben Roms, in der sechsten Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn übersetzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und sechzehnten Epode; so sind Uz's Oden an Deutschland; die dritte, neunte und vierzehnte in der neuen Ausgabe der Klotz'schen Gedichte, und, wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer lateinischer Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andere Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele die ich kenne.

Gattung gehört der 137ste Psalm in dem Kirchenliede: „An Wasserflüssen Babylons,“ den auch der Aufseher nach Sidney's Uebersetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben, besonders denjenigen welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den gegenseitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat, [1] ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dieses Muster in Gedanken habe, so will ich sogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden worin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande [2] seyn, ob ich gleich gestehe daß zu der von dem Engländer

[1] Ich glaube sie in einem Theile der Erweiterungen übersetzt gelesen zu haben; allein weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsley'schen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdruck des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortrefflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

[2] Mir fällt hiebei einer der besten Gellert'schen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube daß ebenso Zeit,

ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge wo Eloise ihre Briefe geschrieben, Ufer wo ein Strom traurig dahinrauscht (wo der israelitische Dichter seine Elegie verfertiget), Wälder, [1] Felsen wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer [2] kann aber auch

Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchens, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthurme die philosophische Eule ihre hohlen Accente manchmal darunter stieß. — Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhen, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget sie in ihr Innerstes.

1 Wem fällt hier nicht jener Haller'sche Eingang zu seinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dieß ist das Kunststück, das der genfische Bürger vorzüglich gebraucht um seine Lehren einzudrücken, und der gute savoyische Vicar würde seinen Schülern oft Gähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

2 Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drei Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satirische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemälde der Dürftigkeit, sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

dazu dienen, besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde,[1] zitternde Fenster, eine Leiche die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik.[2] — Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen, so kann die Seele auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten alle diese äußeren Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken als süße Melancholei in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnig seyn, wenn jemand, an einem Orte wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,[3] wenn die ver-

[1] Das Klopstock'sche Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94), das seine Empfindungen aus eigenen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nüancen Acht hat und etwas anders sucht als Malereien oder Nonsens von geistlichen Empfindungen.

[2] Die brittischen Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London und dergleichen beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Aeußere den Mangel des Innern, Rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ist's solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden: daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sey, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tage den Namen stiller Freitag gegeben. —

[3] Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verfasser in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das

mischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes[1] entstehen. Natürliches oder von der Einbildung ge-

Schreckhaftrührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammenfließen, so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spaziergange unbekümmert nachgeschlichen.

[1] Dieß ist die Residenz der Elegie, und alles vorige wird bloß dadurch das Gebiet der Elegie, sofern es sich unserm Selbst nähert, sofern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst, so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden, aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien genug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathen, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht; ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroiden als rührende Situationen, so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können; aber höher stelle sie nicht als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und leiern im ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dolmetscherin unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber sogar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit, so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dieß nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Prokris, und Prokris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sey, wer wollte das behaupten!

schaffenes Unglück kann alsdann in der Elegiean getroffen werden; Mitleiden mit uns selbst oder mit einem andern kann darin herrschen. Es würde überflüssig seyn alle verschiednen Fälle auseinander zu setzen. Die verliebten Klagen [1] gehören zu dieser Gattung, und fast scheint es daß außer diesen und den Todesfällen die meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen. [2] Ich will nur noch

[1] Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten. Das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht wie die Sappho in ihrem zweiten ἆσμα aus Erfahrung singt, und Kleist seine Phyllis an Damon singen läßt, diese stille Gluth erhält sich am besten in dem Maße, das die Elegie fordert. Drittens ist auch kein Mißvergnügen uns so angenehm als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andrer Schrecken bis zum Entsetzen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht, so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit. Der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich; der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe; der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei; der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkenden Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

[2] Hier kommen die Elegien über Thiere oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen; Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschin Klagen über einen Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren „erstarret stehen, wie ein Leichenstein über dem Grabe eines verstorbnen Menschen; da sie die Häupter sinken lassen, und heiße Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde nieder; und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab, und wälzt sich im Staube“ — ich sage, obgleich diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist, so dürfte

dieses anmerken. Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung, etwa bei einem einsamen Spaziergange, gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenket, und sich den daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte: die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittere Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, so mögen sie milde fließen, und wenn Seufzer gehöret werden, so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen [1] seyn. Es wird dabei ein Geist vorausgesetzt der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluste frisch widersteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken [2] aus der Elegie wegbleiben. Da die Seele

doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost; ich nehme an daß jenes und dieses nicht Satire ist.

[1] Oder vielmehr der Wahrheit der Empfindungen. Hiezu gehört daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiednen Seiten irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert. — Hiezu gehört zweitens daß er den Gegenstand nie anders als in Beziehung auf sich betrachtet; dieß ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dieß rührt, und ist statt aller beobachteten Regeln.

[2] Wohl kann sich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffte Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann, so merke ich hier an daß, wie eine Saite bloß mit einer

ferner in einer Art von Erschlaffung ist, so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das Allzuweithergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichten, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftiget.[1] Sie sucht also alle vergesellschafteten Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten oder noch mehr zu betrüben.[2] Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn, ja macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kömmt die Wiederholung von einerlei Worten am Ende des

gleichgestimmten harmonisch tönet, so fordert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele ebenso unmöglich und selten sind als völlig gleiche Gestalten des Gesichts — welche eigne Dreistigkeit gehört dazu, das ganze Publicum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind, so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich bin mein eigner, einziger und bester Leser!"

[1] Ich kann hierin die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen. Diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einem heiligen Schleier halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu seyn pflegt; sie ist an sich verbunden, sowie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar als im Wachen. Dazu kömmt, daß in der Elegie sowie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammengemischt wird; und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindrängen, nicht bloß Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdann unter die andern hinstellen, anschließen und gleichsam elegisch werden.

[2] Sowie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will, so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes; sie will sich nicht widersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr Recht gibt.

vorhergehenden und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen.[1]

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen,[2] allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünschungen die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die ersteren erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzu heftigen Traurigkeit oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung; die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüssig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände,[3] die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammlen und anführen. Dieses zeigt daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sey, und nicht das Geringste habe verloren gehen lassen.

Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig seyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro

[1] Sobald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei diesem Regelmäßig noch dazu schleppend, eintönig und leer werden, so ermüden sie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Schr. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vors Auge stellet; hierin ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem Trauergesange Davids um Jonathan, den zwei Sänger seinem Salomo singen, und wie ich glaube, in seiner neuern Elegie: Rothschilds Gräber, sind einige Versetzungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

[2] Wenn jener Elegiensänger dem der nicht mit ihm weint den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will, so muß man sich vor ihm hüten, weil, wenn unsre Augen sich thränend schließen, und unsre Thränen ihm nur nicht kugelrund genug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

[3] Man erinnere sich hier an das Lied unter Lange's Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluste wird, und jeder Umstand das Bild des Freundes zurückbringt.

absque ac gemmis. Je natürlicher diese Empfindung ist, je weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine englische Elegie hersetzen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe; es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, oh, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from You I part?
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, oh, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerste auf beiden Seiten vermischt wäre, so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien [1] sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein Dritter schon übrdrüssig wird dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören, was für eine Dreistigkeit gehört nicht dazu ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen daß die Dichter auch daran dächten. [2]

[1] Eins der schönsten Klaggedichte in dieser Art ist das Gleim'sche: Mich o Doris, willst du hassen ꝛc. Uebrigens gefällt es mir daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaß einkerkert. Es kann elegische Oden in vielerlei Sylbenmaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Sylbenmaß erwählt, so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu seyn scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

[2] Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

4.
Von der Horazischen Satire.

Noch immer ist an mir die Reihe die Hand auf den Mund zu legen und zu schweigen. Unserm Rabener habe ich es immer anzusehen geglaubt daß er aus Swifts Schule der erste seiner Zöglinge sey; hier ist ein Schriftsteller der uns in seinen Satiren mit der Urbanität eines Horaz unterhält; der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht, sondern schreibe ab: [1]

„Es ist eben nichts neues daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des letztern ridendo verum dicere, seine schalkhafte Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende Miene, von den geißelnden Streichen des erstern, von seinem entflammten Gesichte, und von seinem zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht denn diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren Namen unverändert auf die Bühne; dieß ist Juvenal, wenn man noch dazu setzt daß er seine Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern auch von der lasterhaften Seite, und von dieser öfter als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber blutrünstig werden sollte, und gibt ihm nur einen andern Namen; aber niemand läßt sich betrügen. Der ist es, ruft man, nach dem Leben! — Zu dieser Satire gehört so viel Anlage nicht. Man darf nur aufmerksam seyn auf das was um uns vorgehet. Wenn sie gut werden soll, so muß ich merken daß der Mann vom Herzen weg redet, und daß er, bei allem Eifer den er hatte, doch Beurtheilungskraft genug besessen hat mir unter den verschiedenen Originalen nur die wichtigsten, und an diesen nur das merkwürdigste zu schildern.

[1] Lit. Br. Th. 9. S. 82.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das wovon sie bei sich empfinden daß sie es vielleicht erreichen könnten. Allein weil es doch eine gefährliche Sache ist Narren und Bösewichter kenntlich zu schildern, so vermeiden sie diese Gefahr, und machen daß das ganze Stück nichts taugt. Sie malen uns platte Charaktere, die ekelhaft sind, und an denen man weder genaue Zeichnung noch das lebhafte Colorit eines Juvenals findet. Beispiele davon können uns in unsern unzählbaren Wochenschriften nicht mangeln. — Unter den Franzosen ist vielleicht der einzige La Bruyère, der den Ausweg eines Genie's gefunden hat. Er hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht kenntlich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen waren doch die Züge nicht verstellt, und für uns haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

„Die Horazische Methode hingegen eine Satire zu schreiben, ich wollte wohl behaupten daß man mit dem Talent dazu müßte geboren seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund warum der satirische Dichter auf dem Parnaß auch seine Stelle hat. Denn jene von der ersten Art sind, däucht mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller unterschieden. — Dieß Talent ist nichts anders als die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafte Art zeigt was er an andern lächerlich gefunden hat, und es an seinem eignen sonst einfachen Charakter besonders auszeichnet. Oder auch: er weiset auf etwas was lächerlich ist, aber ohne daß er es als ein solches zu kennen scheint — und eben weil es diesen sonst so simpeln Mann befremdet, so werden die übrigen jetzt aufmerksam, und entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar niemals seine satirische Geißel mit sich führte, auch Horaz, wenn er aufgebracht ist, gibt seinem ineptus Fannius etwa einmal einen Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

Aber es geschieht selten. Der satirische Dichter ist seinem Tempera-

ment nach cupidus pacis, und dieß macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt. Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, oder eine naive Handlung vornehmen soll. La Fontaine und Gellert haben nur dieß satirische Talent, und ich vermuthe sogar daß sie durch dasselbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind gebracht worden die ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Ausschweifungen, durch welche sie von der Aesopischen Kürze abweichen, und die unsre einfältige Nachahmerheerde für bloße Ausschmückungen der Erzählung gehalten hat, sind satirische Züge, die dem Dichter entwischen, und eben deßwegen so sehr gefallen, weil er sich so blöde und unerfahren anstellt. Ein Mann der so unschuldig ist, wie könnte der mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner Unschuld. Dieß ist der Grund der mannichfaltigen Erdichtungen in welche ein gutes Genie seine Satiren einkleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in welchen es diese Naivetät am besten zeigen kann. — —

„Die **Mores Eruditorum** und **Genius seculi**[1] zeigen auch diese Mannichfaltigkeit in Erfindungen, den feinen Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint; aber auch eine Art von Einschränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehrten. — Indessen gibt ihnen das lateinische Kleid eine Neuigkeit, in der sie sich uns zum Vergnügen darstellen. Was mag wohl die Ursache davon seyn? Liegt es an dem Gedrängten der lateinischen Wendungen, an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche und durch einige ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen das wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers in der Sprache der Römer haben? Ein Schriftsteller der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns

[1] Lit Br. Th. 10. S. 197.

gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt."

*

Ich unterschreibe im ganzen das Bild das man von Juvenal, Horaz und unserm Klotz malt; ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affectiren zu wollen, muß ich doch folgendes fragweise dazu setzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meine nicht das Belachenswerthe was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst daß dieß mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß, sondern nur das Lächerliche wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken den schon die lehrende Satire, und ein pöbelhaftes Drama fordert, sondern ich rede von dem charakteristischen Tone beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, bloß an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satire bringen daß bloß die Namen verändert sind, so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenal'schen Satire wären?

Wäre Juvenals Charakter daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert, und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unserer Wochenblätter bloß durch Genauigkeit und Colorit unterschieden seyn? Eine Satire die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang den doch Juvenal mit Recht fordert?

„Die Horazische Methode in der Satire — mit dem Talente dazu muß man geboren seyn!" Muß denn das Juvenal'sche Talent nicht angeboren seyn? — Sobald man das kindische Vor-

urtheil ablegt, die Einkleidung sey das vornehmste in der Satire, so kömmt Juvenal an Genie zur Satire immer über Horaz.

Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, und Horaz hat seine Stelle auf dem Parnaß, weil er mit dem Talente zur Satire geboren worden." Dürfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satiren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode geboren ist. Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Colorit, und selbst seinem Sylbenmaße nach, ungleich mehr Dichter.[1]

Wäre La Bruyère unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genie's gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyère das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenal'schen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh. Was muß ein Franzose denken wenn er dieß lieset?

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt daran daß ihre Ausschweifungen satirisch

[1] Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll," heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. S. 119 heißt es gar: „Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satiren so nachläßig bearbeitet, daß man glauben sollte er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Tone seiner Materie übereinstimmiger zu machen." — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter seyn als andere die feuriger schildern? —

sind? Und folgt hieraus daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „dafür sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat? Hat denn La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben als für Ausschmückung? Ja bloß für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klotz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorne des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt. Ich sage dieß nicht um ihn zu tadeln; denn freilich, zu unserer Zeit, muß man oft sagen, nicht bloß aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: difficile est, satiram non scribere! — — Und in den meisten Stücken geben wir der Klotzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann wie er, der das Mark der lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltnen lateinischen Musen bekannter und nutzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von lateinischen Dichtern.

5.
Haben wir deutsche Ciceronen? [1]

„Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohlredenheit unterscheiden, und mit dem Cicero bei der erstern diejenige welche in der Feldschlacht gegen die bloßen Schwerter anrückt, quae in acie versatur et ferro, von der absondern die nur auf der Uebungsbahn sich zeiget. Die erste mangelt uns, und wir können keinen Redner haben den wir mit Cicero oder Demosthenes messen könnten.

[1] Dieß ganze Fragment ist aus den Literaturbriefen, Th. 13. S. 106.

„Wir haben keine politische Beredsamkeit, nicht einen Schatten davon, und können sie auch nicht haben, weil unsere Staatsverfassungen gar nicht dazu eingerichtet sind. Wo ist das Volk? Wo sind die versammelten Provinzen? Wo sind die angeklagten Feldherren und Fürsten? Wo ist öffentliche Berathschlagung über Krieg und Frieden? In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine Abgaben, und wird über den Gebrauch derselben nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und vertheidigt, sondern fallen in Ungnade; und im Cabinette geschieht der Ausspruch: es soll Krieg seyn weil wir es wollen, und Friede weil wir nicht mehr können — und der Unterthan hört es. Nun kommt zu Haufen, ihr Demosthenen und Ciceronen! Nicht wahr, alles ist euch fremde? — Verlaßt den kleinen Markt, und lernet — trockene Processe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große Beredsamkeit kann nirgends als in der gerichtlichen Art zu reden angebracht werden. Das **Forum** ist das einzige Treibhaus für sie, und jeder andere Boden zu kalt. Wir wollen sehen was die gerichtliche Art für Vortheile habe; ob diese Vortheile die große Beredsamkeit zuwege bringen, und ob die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art sind immer neu, immer höchstwichtig, selbst nach der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwischen der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Dadurch drängen sich die Gegenstände näher hinzu, und werden folglich größer, sinnlicher und lebhafter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein unendlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des Redners kann sich dabei üben, alle seine Erfindung. Ferner, weil das Wahrscheinliche seine Hülfe von allen kleinen Umständen zusammen sucht, so bereiten eben diese Umstände, folglich schon die Beweisgründe, die Leidenschaften zu. Denn diese Umstände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu sagen, neben andern verwandten, die dem Zunder zu ver-

gleichen sind. Der Redner darf sie gleichsam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und alles fängt an zu glühen. Bläset er vollends an, so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig macht, so geht er sein ganzes voriges Leben durch. Wie viele Handlungen müssen darin nicht gewesen seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern Unrecht geschehen! Diese Erinnerung gibt in der Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners schon ein größeres Gewicht. Einen Aristides selbst würde es leicht gewesen seyn anzuklagen, weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den Herzen der meisten schon vom Neide vergiftet lagen. Daher kam es auch daß die meisten großen Männer sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten. Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen, haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann der gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen. Er erweicht nicht bloß zum Mitleid, er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum Kochen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbrechen. Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur blaß, er läuft in der Angst wie ein Unsinniger herum; kurz, er macht nicht daß der Zuhörer anfängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der Stelle entschließt. In diesem Zeitpunkte steht er vor der beweglichen Menge fast wie ein Gott da, der die Herzen derselben gleich den Wasserbächen in Händen hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dagegenhalten. Wie die Menschen heutzutage von Homers Helden an Stärke verschieden sind, so stehen auch die bei uns üblichen Redearten von der alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyrischen und akademischen Reden erhellet es von selbst. Was sind die letztern? Abhandlungen abstracter Sätze. Sie können schön vorgetragen werden: aber was ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf das Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O laß die Zeiten noch so heldenreich seyn:

er ist selten anzurathen. Hundert Biographen, aber höchstens einen Panegyristen. Bossuet unter den Neuern ist wohl das größte Muster hierin (denn Flechier ist meistens nur wohlredend), aber einmal hat er nicht viel Lobreden geschrieben, und dann wird sie auch niemand mit den größten Reden der Alten vergleichen. Wenn diese lobten, so war das Lob niemals ihre Hauptabsicht, sondern nur ein Mittel zu derselben; den Plinius ausgenommen. Einiges Mitleid und Bewunderung sind die einzigen Rührungen, die wir dabei fühlen können; und ehe uns der Redner dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede fast alle seine Schätze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht viel besser wäre auf der Kanzel Homilien als Reden zu machen — sey es einmal angenommen daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen die in unserm Vermögen ist. Ich läugne es daß wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben können.[1] — Materie, Beweise und Affecten verweigern dem Redner ihre Hülfe bis dahin zu steigen. Die Materien des Kanzelredners rühren wohl selten durch ihre Neuigkeit,[2] wenigstens diejenigen gewiß nicht die eine christliche Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und bei Völkern die erst bekehrt werden sollen, ist dieß freilich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicherweise die Menge der Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein wie kann unter uns der Kanzelredner seine Materien neu machen?[3] Es bleibt ihm also nur das Interesse derselben

[1] Und ich läugne daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem folgenden nachstände; eine wichtige Materie.

[2] Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte; so viel hineinzulegen daß die Materie neu werden muß.

[3] Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dieß eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

übrig; und dieß werde ich doch nicht läugnen? Nein. Ohne daß man mir es zudeclamirt, begreife ich wohl daß die Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichtiger sey als die Entscheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber auch nach der Meinung aller Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit,[1] welcher allein den Willen bewegen kann? Der Redner kann es vielleicht dahin bringen, aber er muß es erst thun, wenn es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist.[2] — Desto schlimmer für solche Weltkinder! — Zugestanden; und diese Weltkinder sind der größte Theil der Zuhörer. Die meisten Seelen entschließen[3] sich nicht eher bis aller Zwischenraum der Zeit von dem Entschlusse bis zur Wirkung gleichsam vernichtet ist. Diese Trägheit hat sogar dem beredten Apostel einen Triumph entrissen: Felix und Drusilla entdeckten daß sie noch wahrscheinlicherweise Zeit hätten neue Vorsätze zu fassen, und schickten den Redner von sich. Dieß liegt in der Natur der Sache selbst, und keine bloß menschliche Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen überwiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kanzel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heil. Schrift, sobald es klar ist worauf sie gehen, schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat es befohlen: hier ist der ganze Beweis.[4] Nur selten zeigt sich eine

[1] Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken; wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann er's auch erregen.

[2] Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner; dieser fängt an wo jener aufhört. Keiner erreichet seinen Zweck wenn sie beide Einen Weg nehmen.

[3] Immer entschließen! In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen — wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

[4] Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig. Ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer

Schwierigkeit in der Anwendung auf einen besondern Fall. Das freieste Feld für den Kanzelredner verschafft der Contrast der Handlungen mit der Ueberzeugung von den Gesetzen; und zu diesem Felde öffnet ihm das Geschehene die Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Massillon, Mosheim — man wähle die besten ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affecten? Sie werden freilich eben so erregt wie die übrigen, aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark.[1] Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Bewunderung kann der Kanzelredner erregen, aber nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten werden vielmehr vermischte Empfindungen, und die letztere verliert sich in stille Anbetung. Steigt er über jenen Grad, so entgehen ihm die Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vorgebracht wird, desto schwerer fällt es die ihm zusagende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann es also der geistliche Redner bringen? O wahrhaftig! Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzelredner unter uns seyn; aber ein Cicero würde er nicht seyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre erzogen worden; hundert gegen eins, nach seiner herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausgegeben haben, und ganz gewiß schlechte Gedichte. Aber die Theile in den Reden der Alten sind einerlei mit den unsrigen gewesen, und auf einerlei Art gemacht worden? Was kann das helfen? Es kömmt auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein Haufen macht seine

Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit und der menschlichen Seele.

[1] Wenn der politische Redner kein Acteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will — Doch alles dieses würde theologisch!

Kriegsübungen sowie ein ganzes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er hält zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deßwegen ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine Bürgercompagnien mustern kann, Feldherr seyn? Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten: daß der Feldherr ein ganzes Heer in Bewegung setzt, und gegen einen Feind in Bewegung setzt — Unsern Rednern fehlt die Materie ein solches Ganzes zu machen, und der Feind den sie überwinden müssen. Dieß ist der Unterschied zwischen der acies und der palaestra des Cicero."

6.
Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen — Wenn wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advocaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt, sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Proceßformen, Rechtsgänge oder höchstens Schmeicheleien, die die Hand und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen, so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu setzen: sie sollen es auch nicht seyn, denn sie sind's am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk zu dem sie reden nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammleten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstand ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine

Leben beschäftigt, so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilter und verschiedner an Geschmack und Cultur sind als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan daß sie ihrem Vortrage die größeste Ungleichheit gegeben; hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um, wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine *mittlere Höhe*, die man zu treffen sucht, ist nicht bloß bequemer, sondern auch wirklich die einzige und beste; und das ist der *populäre, freundschaftliche* und *vertrauliche Ton*, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfen abstracten Ideen lieber in fließende sorgsamere Bestimmungen auflöset, alle das *spitzige, aufgestutzte* und *concentrirte* Allgemeine, das sich so oft hinter *einzelne, willkürliche* und *wissenschaftliche* Worte verbirgt, zu dem *glatten, ungeschmückten* und *entwickelnden* Tone herabstimmet der es voraussetzt, aber nicht zeigt daß man *wissenschaftlich* dachte, daß man für die *Kanzel* dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sey. Dieser Ton stiehlt sich sowohl dem Gelehrten als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache des *gesunden Verstandes* und *fühlenden Herzens*; weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der *höhern Vernunft*.

Zweitens! da der geistliche Redner nie mit den *Ciceronen* und *Demosthenen einerlei Absicht* hat, so können auch ihre *Mittel* nie einerlei seyn. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen genug dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Forderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen. Sie schlugen also an jede Seite ihrer Empfindungen die mit ihrem Zwecke eintönig war; sie weckten den Haß, die Liebe

auf, die in ihren Herzen schlummerten, weil sie ihnen vortheilhaft nicht weil sie moralisch gut war; sie flößten ihnen Affecten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde, sondern weil diese, oft blinde, oft schädliche und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen die Entschlüsse die er wirkte gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeitentschlüsse waren, und die Affecten die er aufregte oft unmoralisch seyn mußten. — Welch eine ganz andere Bewandtniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit! Reden sie um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf, so bleibt ihr Verstand um so viel kälter. Erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Specereien, so wird der Zuhörer um so freier athmen wenn er in die frische Luft kömmt. „Der Begriff der Beredsamkeit aus den Schriftstellern des Alterthums, nach welchen man sich auch eine geistliche Beredsamkeit ausgedacht, und derselben ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln angewiesen hat, scheint in seiner Anwendung so offenbar unrichtig, daß ich mich über ihren Beifall und Eingang wundern muß. Der römische und griechische Redner suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Lebenszeit zu moralisch guten Menschen zu machen, sondern er wollte sie nur für jetzo zu einem Entschlusse bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am besten gewirkt werden konnte. Wenn also auf jenen Versammlungsplätzen nur so in die Seele gedonnert ward, daß dieselben für dasmal nichts anders sehen und denken konnten als z. B. die Gefahr vor einem macedonischen Philipp oder einem Catilina, so hatte man alles was man gesucht, und man ließ ihre übrigen praktischen Grundsätze so wie sie immer seyn mochten. Der christliche Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck, und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an daß eine

gewisse Denkungsart und Gesinnung bei dem Menschen auf immer das regierende Principium seiner Handlungen und seines Lebens werde, und das ist nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es gehören klare und gewisse Erkenntnisse dazu die in den stillen Stunden des Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Dieses Licht aber entsteht nicht aus der Hitze der Gemüthsbewegungen, sondern erfordert eine kältere Ueberzeugung.“ Dieß sind Worte eines Gottesgelehrten der selbst ein Kanzelredner ist.[1]

Noch ein andres Zeugniß[2] über eine Sache von der ich gern andre reden lasse: „Die Kunst die Affecten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten sowohl als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem polirten, gelehrten und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deßwegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affecten erreget.

„Allein das vornehmste das man hiebei beobachten muß, ist daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu be-

[1] S. Spaldings Werth der Gefühle. S. 195. 196.

[2] Lit. Br. Th. 1. S. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich, 1757.

sänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses letzten Reden machen sich junge Geistliche (ich meine die welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen wie die Kunst die Affecten zu erregen von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin daß auch die größeste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß daß die Prediger welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet."

Drittens: kaum dürften unsre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben sollen; wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom Kleinsten an. Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeschlungene, verkettete und mit Bindewörtern verpalissadirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner Ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den asiatischen Styl sich ausbreitet, so ist dieß gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Ohr des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fordert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer Worte die periodischen Theile ketten, wenn

sie nicht in den abgeschnittenen Styl fallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien, fügte sich ihre Sprache so an einander daß immer ein Satz in wenigen Worten da stand. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen." [1] Wo schleppt sich aber die Sprache mehr als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darein setzt mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir — weil es — — so werden wir gewahr daß die Menschen Sünder sind;" dieß ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und periodische Theile in Ueberfluß hat um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dieß ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. Aber nicht bloß bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen daß ihr Styl gleich von seiner zarten Jugend an sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Ceremonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist ja ein Styl immer schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so gekettet an einander gehänget sind." [2] So will es die deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

[1] Lit. Br. Th. 13. S. 120.
[2] Ebendaselbst.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fordert. „Weil bei den Römern immer ein Satz mit wenig Worten dastand, und die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte, so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang lieber dem Geist viel Ruheplätze zu verschaffen als das Ohr zu füllen." Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem Geschäfts-, nicht aber Bücherverstande, wie können die das ganze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre? Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang. Da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt haben, so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn; jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre; dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf; die Gradation soll ihn stufenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlicht. Wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu seyn. — Und nun setze man dazu daß unsre ganze Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutsche Sprache hierin nie die lateinische erreichen kann, warum entsagt sie denn ihrer eigenen Freiheit, um die römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches als: „viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß ehe man einen ganzen Sinn fassen kann,[1] so verkennet er Cicero ganz. „Sein Styl ist alsdann der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deßwegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Wenn solche Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkten und verschraubten Glieder und Einschiebsel kaum mit dem Auge verfolgen kann ohne schwindlicht zu werden — wenn solche Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet werden: nimmermehr kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen.[2] Und im Grunde sind dieß nichts weniger als Ciceronianische Perioden. Man suche die allerlängsten aus den Reden des Römers, man findet keinen einzigen in welchem die Symmetrie in Gedanken und Worten vernachlässigt ist. Nur diese Symmetrie macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet werden.“[3]

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustand unserer Ciceronianischen Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich genug wären. Ich habe sie aber auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Styl,[4] unter homiletisch-

1 Lit. Br. Th. 9. S. 92.
2 Th. 6. S. 313.
3 S. 317.
4 S. 313.

strenge Gründe und in homiletisch langweilige Rechtfertigung [1] sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in Ciceronianischen Perioden verkündigt?“ [2] Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte, und der Ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, und Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dieß beförderte — so ist er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn deutsch, auf Kanzeln siebzehnhundert Jahre nach Christi Geburt, in Mantel und Kragen für unsere Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Ebenso mag ein anderer untersuchen: ob Cicero solche labyrinthische Perioden alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte u. s. w.“ [3] Ich weißt nicht ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstyl ab, damit nicht, wenn dieß wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stücke der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabenes Muster angesehen, in quo ingenii

[1] S. 321. 347.
[2] S. 317.
[3] Lit. Br. Th. 3. S. 317.

humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größeste Vorbild seyn müßte, sich ihm nicht bloß nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann seyn; aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meinung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsere Homilien deuten kann. „Cassius Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab; aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genie's, nicht aus Mangel der Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Ueberlegung und mit Verstand. Er sahe nämlich daß mit dem Geiste der Zeitalter, und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr (diversitate aurium) auch die Form und Gattung der Beredsamkeit sich ändern müssen. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weitläuftige Rede ausstehen, ja selbst das wurde dem Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag mit seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe historischer weithergeholter Umstände, der prächtige Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln in den trocknen staubigen Büchern des Hermagoras und Apollodors gibt — alles konnte damals zur Ehre gereichen; und hatte der Redner noch dazu etwas von Weltweisheit genaschet, und brachte aus ihr ein Stück in seine Rede — o so wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wundern? Dieß alles war neu und unbekannt; selbst die wenigsten Redner sahen die Vorschriften der Redekünstler und die Sätze der Weltweisen ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles dieß bekannt ist, da kaum jemand an der Kirchenthür stehet (der Römer sagt in cortina), der nicht die Anfangsgründe der Religion (im Lateinischen studiorum), wenn nicht verdauet, so doch gekostet hätte; ist da nicht eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht verdrießlich zu werden;

insonderheit vor einer Versammlung (der Römer sagt: vor Richtern, die nicht nach Gesetz und Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen ein Urtheil fällen), die sich nicht immer nach Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit und Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt." So urtheilten die Römer,[1] über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; bloß die Zeit hatte sich geändert. — Und wir, in einer ganz verschiedenen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch besser urtheilen konnte als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr übertroffen als im Urtheil. Er ist's der die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl in Worten, zuerst Kunst in Zusammensetzung der Theile gezeigt, blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche Sprüche erfunden — insonderheit in seinen spätern Reden, die er in seinem Alter aufgesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung es schon gelernet hatte welches die beste Art des rednerischen Vortrages sey. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die Fehler der alten Beredsamkeit vermieden; er ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschweifig, schweift müßig aus, kommt spät in Hitze, und selten wird diese Hitze Feuer u. s. w." Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten die ihm Aper Schuld gibt; die mußte man damals vermeiden, da der Verfasser dieß schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit unstreitig wieder sehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit, schlecht-

[1] De causs. corrupt. eloquen. dial.

hin und ohne Einschränkung; ihn nachahmen heißt Original seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Styl zu einem lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in seinem **Genius seculi** *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget. Wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geiste der Beredsamkeit eine andere Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologisch, sondern als ein Stück der Literatur; in diesem Gesichtspunkte lese man es. [1] Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt daß die Homiletik eine ganz andere Beredsamkeit fordere, daß sie allemal bei Ausbildung nach der politischen der Alten leiden müßte, und an sich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachstehe.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen wie ihre beiden ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik, die zweite für eine sehr

[1] Da es hier unter lateinischen Schriftstellern exuliren würde, so bleibt's unter meinen Papieren.

ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst, und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen daß ich bloß Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, sofern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es forderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „meine Gesichtspunkte sind wahr, aber noch nicht einleuchtend genug; sie sind nützlich, aber nicht vollständig; sie reizen, aber wir wünschen weiter zu sehen —“ sagt man dieß, so lobt man mich, wie ich wünsche über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe, das überginge was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke; — auf das lobend oder tadelnd fiele was ich hingeworfen; kurz, an meinem Bilde Fußzehen, Colorit und Faltenwerfung betrachtete, alsdann habe ich vergebens geschrieben, und wie schmerzhaft ist dieß für den der als Liebhaber, als Patriot schrieb über Sachen von denen er weder Titel, noch Brod, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingestreuet. Wie sie dastehen, scheinen sie leichtfertig (ich nehme dieß Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung), aber wie ich sie dachte, waren sie peinlich. Wer da sagt daß ich um Beifall buhle, der hat mir nicht ins Gesicht gesehen; viele müßten sich selbst ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten bloß unparteiisch urtheilen wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland republicanischer, wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese als Zwecke und Schönheiten meines Styls ansieht, der siehet mit mir nicht gleich; wer aber sagt daß ich bloß um leichtsinnig zu tadeln habe schreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meisten Schriftsteller über die ich rede berühmter sind als daß ich mit meiner schwachen Bust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich

dieß mit voller Ueberzeugung hinschreibe, so konnte ich von mir selbst es nicht fordern sie im akademischen Leichentone zu loben. Man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede bloß von Schriften die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht genug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handfester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde über Bord zu werfen — armer Schlummernder!

O nimium coelo et pelago confise sereno
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas seyn, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, werden aufgeschoben oder aufgehoben: wie das Publicum will. Ich wollte sie nennen, allein für wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik; die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der deutschen Literatur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten anzupreisen als abzuschrecken, der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer. [1]

[1] Der Leser welcher die Nachschrift mit der Vorrede der zweiten Ausgabe des ersten Theils vergleicht, wird bemerken daß die ersten Sätze aus der Nachschrift bereits in jene eingewebet sind. Es verdiente indessen auch die Nachschrift wegen des übrigen darin Enthaltenen aufbehalten zu werden.
Anmerk. d. Herausg.

Schriften zur römischen Literatur.

dieß mit voller Ueberzeugung [illegible], so konnte ich von mir selbst es nicht fordern sie in [illegible] zu loben. Man nehme von einem Armen [illegible] Wort statt gleißender Complimente an. Ich [illegible] die das Vergnügen und die Beschäftigung [illegible], die ich nicht genug lesen kann, und [illegible] nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen [illegible].

Mache sich indeß [illegible] fertig, mich, wenn ich [illegible], bei einer glücklichen Stunde über Bord zu werfen — armer [illegible]!

O nimium coelo et pelago confise sereno
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo mich ein [illegible] hat, der sein Grabmal [illegible]

Ich werde [illegible] aus den vierten [illegible], weil ich corpulente Unterschriften nicht liebe. Die [illegible] also, vor denen diese [illegible] haben, [illegible] aufgeschoben oder [illegible] sie nennen, allein [illegible] merken die Namen [illegible] Philosophie und [illegible]; die erste ist [illegible], die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

[illegible] der deutschen Literatur [illegible] gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten [illegible] Schrecken, der will mich nicht [illegible] Kenntniß der Alten abhalten, oder [illegible] werfe mein Buch ins Feuer.

[illegible] mit der Vorrede der zweiten Aus[illegible] daß die ersten Sätze aus der [illegible]. Es verdiente übrigens auch die [illegible] Vollendeten aufbewahrt zu werden.

Anmerk. d. Herausg.

Vorrede des Herausgebers.

Unter den Aufsätzen zur römischen Literatur treffen wir auf den Genius unsers Herders beim Horaz. Er hat uns einige Uebersetzungen von Sermonen und Oden, und seine Belehrungen über den Horaz hinterlassen; dankbar werden zumal jüngere Leser dieses Geschenk genießen. Weise sind seine Lehren: „Jede Ode, sagt er, ist ein beseeltes, sich bewegendes Gemälde; ein Ganzes mit Anfang, Mittel und Ende. Sey die Situation die es schildert eine innere oder äußere, ohne diesen Fortgang der Idee ist die Ode alles was du willst, nur kein Gesang, keine Ode. — In jeder Horazischen Ode also suche dir, mein Freund, die geistige Situation auf, die der Dichter darstellen und beleben wollte, suche in ihr den Standpunkt, seine Laufbahn, sein Ziel, dann siehe wie er seinen Lauf nahm, wie schwer oder leicht er ihn vollendet."

Doch die Stelle mit alle dem weitern kann dem aufmerksamen jungen Leser nicht entgehen. Nur mag er eben so gut dessen eingedenk bleiben was Herder so nachdrücklich an andern Stellen von der Nothwendigkeit der Sprachkenntniß einprägt; z. B. in den Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts in der Kritik. Adrastea IX. (V. St. 1.) S. 21. „Die sogenannte höhere Kritik ist nur die geistigere, feinere; ohne die wörtliche findet sie nicht statt; ohne den zeitmäßigen örtlichen Verstand der Worte geht sie sogar in der Irre und träumet; beide vereint sind Seele und Körper."

Woraus von sich selbst erhellt daß er sich hier mit einem männlichweisen Jüngling unterhält, der der Sprache seines Autors kundig

und mächtig sey, der die Schale bereits durchbrochen habe um zu dem Kern zu gelangen. Also mit einem hierzu Vorbereiteten sich über die poetische Kunst und Anordnung der Oden, den Geist, die Grazie, die Gesinnungen und den Charakter des Autors zu unterhalten, den Jüngling aufmerksam zu machen, wie er die schöne Lebensweisheit, Grazie und edeln Gesinnungen des Horaz selbst aufsuchen, fühlen und sich zueignen möge, ist der Zweck und Inhalt seiner Briefe.

Das Angeführte stellt Herders Sinn in das deutlichste Licht und entfernt alle Mißdeutung. Es verstehet sich von selbst daß jenes Aufsuchen der Situation nicht den Anfang vom Lesen und Verstehen machen kann, und daß daran nicht eher zu denken sey als bis der Leser das Einzelne, Wort, Bild, Satz, Form und Farbe richtig gefaßt und verstanden, und sich in den Geist des Dichters und seines Gedichtes gesetzet hat; dieses aber ist nicht aus einem mangelhaften, dunkeln, auf Errathen gebauten Verstehen des Originals möglich. Sonst fassest du ein fremdes, täuschendes Bild deiner, nicht des Dichters Phantasie auf, legst die erträumte Situation unter, und bringst wieder durch sie in das Einzelne des Inhalts einen ganz andern Sinn als in der Seele des Dichters, in seiner Darstellung und Sprache lag; ein Fall der so häufig bei den Lesern eintritt, welche die Alten bloß aus Uebersetzungen, seyen es die besten, verstehen und beurtheilen wollen.

Es bleibt also bei der alten Lehre: ehe man das Ganze übersehen will, muß man das Einzelne gefaßt und verstanden haben. Aber das Einzelne zu fassen gehört gründliche Sprachkunde, Kenntniß des Alterthums, des Dichters, des Zeitalters und des Ideenkreises in welchem der Dichter webt und lebt. Wenn ich sie aber nicht mit hinzubringe, nicht selbst besitze, so muß ich die Commentatoren zu Rathe ziehen, mich von ihnen in die Schule nehmen lassen, um von ihnen sowohl den allgemeinen Begriff und Blick von Gegenstand,

Inhalt, Behandlung, Gattung und ihren Gesetzen, als auch das Einzelne erst kennen und einsehen zu lernen; muß die Begriffe nach dem wahren Sinn des Originals berichtigen, das Schöne, das Lebendige, das in der Wahl des Ausdrucks, der Stellung und Verbindung, im Genius der Sprache liegt, auffassen. Richtig gesagt ist es daß nicht alle Commentatoren in jeder der angeführten Hinsichten tüchtige Führer und Lehrer sind; daß ein großer Theil nicht weiß was und wie viel zu erläutern ist, für wen und wozu, daß wenige darüber nachgedacht haben was zu einem Interpreten eines Classikers gehört, und eigentlich von ihm verlangt wird; ein weites Feld für Klagen und Wünsche! Aber wahr ist es doch auch, wir haben in unsern Zeiten eine Menge Hülfsbücher, die Mangelhaftigkeit der Commentarien zu ersetzen, wenn uns diese zwar mit gelehrten Sprachanmerkungen und kritischem Apparat reichlich versehen, aber über das Ganze, den Gegenstand, Plan und Ausführung, Kunst und Behandlung uns unserer eigenen Wahrnehmung überlassen. Indessen hat man nur Sprache und Wortverstand richtig gefaßt, so ist doch der Weg gebahnt durch eigenes Aufmerken und Nachdenken zu dem Uebrigen fortzuschreiten und das Mangelnde zu ersetzen. Will man aber von ästhetischer Schönheit sprechen ehe man den Dichter grammatisch versteht, so kann man manche angenehme, aber keine richtigen Gefühle haben, auch nicht leicht dazu je gelangen.

Durch das Gesagte, welches aus den Herder'schen Aeußerungen zusammengestellt ist, werden auch manche Urtheile über Ausleger und Commentatoren in die gehörigen Schranken zurückgewiesen. Durch eine Reihe dieser dienstfertigen Gelehrten, die seit dem erneuerten Studium der Alten mehrere Zeitalter durch auf einander gefolgt sind, ward alles das Einzelne nach und nach herbeigeführt, weiterhin zusammengestellt, geordnet, verbessert, berichtiget, immer zu größerer Vollständigkeit und Vollkommenheit gebracht, was zu jenem richtigern Verstehen des Ganzen im Geiste des Dichters nöthig war; und noch

sind sie die Lehrer welche die kleinen Lücken unserer Kenntnisse ausfüllen müssen. Der Gelehrte der einen Theil seines Lebens einem Schriftsteller geweihet hat, muß vieles aufgefunden, bemerkt, verglichen, verdeutlichet haben was dem der ihn nur einmal oder nur wenigemale las unbemerkt geblieben seyn kann; Fehler begehet man nur darin wenn man mit trägem Hingeben bei dem Commentar stehen bleibt, eigenes Denken aufopfert oder unterläßt, oder wenn man als Commentator glaubt durch bloße Kritik oder durch Spracherläuterung allein, oder durch zusammengetragene Parallelstellen alles geleistet zu haben, oder wenn man alles für alle leisten will; wenn man sich einbildet, die Alten seyen nur dazu auf uns gekommen daß wir Noten dazu machen und Verbesserungsconjecturen ersinnen sollen. Ohne gelehrte Sprachkenntniß und Kritik können wir freilich zu keinem richtigen und völligen Verstehen der Classiker gelangen; aber richtig Verstehen bahnt nur erst den Weg aus ihnen zu lernen, sie zu nutzen und das daraus Begriffene zu bestimmten Zwecken anzuwenden; alles Vorhergehende war nur Mittel zum Zweck. Und nunmehr kann auch nichts verdammliches darin seyn, wenn ein Commentator über das Einzelne oder Ganze historische, literärische Forschungen anstellt — woher nahm der Dichter den Stoff des Ganzen oder des Einzelnen — wenn man Anmerkungen beibringt welche Licht oder Vergnügen verbreiten und vergrößern. Wenn der Ausdruck und das Colorit des Gedankens lehrt daß Horaz einen Griechen vor Augen gehabt hat, sollte man die Stelle, das Fragment, nicht aufsuchen, nicht vergleichen? den feinen Gebrauch, die glückliche Wendung nicht zeigen? Nur ist eine gute äußerliche Einrichtung nöthig daß alles von einander gesondert, aber nicht unter dem Text unter einander geworfen wird.

Alles dieses setzte unser Herder voraus wenn er die oben angeführte Lehre vom Aufsuchen der geistigen Situation gab. Vortefflich gesagt ist: „Wer ein Gemälde ansieht ohne zu fragen was

stellt es vor? woher ging der Künstler aus? wohin wollt' er? wie ordnete und band er Gestalten, Lichter, Farbe?" — Doch wozu das übrige weiter hier abschreiben was der Leser im Wilhelm Baxter besser selbst finden kann?

Die Uebersetzungen des Horaz selbst, einige Oden, Sermonen und Sendschreiben bedürfen meiner Stimme nicht. Ich führe also nur so viel an als hierher gehört. Der sel. Herder hatte Uebersetzungen von mehrern [1] Oden von Horaz, aber nur gleichsam im ersten Guß, aufs Papier gebracht, meist in den Jahren des achten und Anfang des neunten Decenniums des vorigen Jahrhunderts; wenige fanden sich rein geschrieben: nur Archytas, der Genuß des Lebens, an Tibull, an Pyrrha, die Versöhnung.

Ein bewährter alter Freund des Verewigten, der sich als glücklicher Uebersetzer aus lateinischen Dichtern schon selbst beurkundet hat, übernahm es eine Auswahl aus den vorhandenen Papieren zu machen. Im Wandsbecker Boten waren in den Jahrgängen 1773, 1774, 1775 acht Oden eingerückt, aus welchen nur zwei, die an Kalliope und die auf Drusus, beibehalten sind. Diese mit den übrigen nun zuerst gedruckten zeigen wie Herder den Geist von Horaz aufgefaßt hat, und welchen Gang er im Uebersetzen nehmen wollte; die kleinern Oden athmen vorzüglich eine leichte Grazie. Hätte er späterhin, wie er willens war, sich der weitern Ausführung seines Vorhabens widmen können, so sieht man wohl zu welcher Vollkommenheit eine solche Uebersetzung Horazischer Oden gelanget seyn würde.

In dem vorhin gedachten Zeitraum hatte Herder auch die sechs Satiren von Persius übersetzt; er gab in der Adrastea (IV. Stück 1801) die erste Satire mit Anmerkungen und mit seiner letzten Correctur, und versprach die übrigen fünf mit dem Ehren-

[1] Von 67. **

gedächtniß von Persius nachzuliefern. Unter seinen Papieren hat sich aber nichts weiter als die dritte und vierte Satire vorgefunden; diese fand man der Vollendung so nah, daß sie den Druck verdienten, und den Verlust der drei noch fehlenden desto mehr bedauern ließen.

Die Erweckung des Studiums der alten Kunst fiel in die Zeit der Blüthe des Herder'schen Geistes; kein Wunder daß die Winckelmann'sche Begeisterung auch ihn faßte. Noch mehr lockte ihn Lessings kritischer Sinn in dieses Feld. Doch blieben die entworfenen Aufsätze dieser Art als Früchte zum Reifen in seinem Pult verschlossen. Die frühere Blüthe sieht man in seiner Bestreitung Klotzens lallender Sermonen über antiquarische Gegenstände. Im Jahre 1786 erschienen die beiden Schriften welche hier abgedruckt sind, Nemesis, und, wie die Alten den Tod gebildet, in den zerstreuten Blättern. Beide tragen den Charakter der Zeit in dem Aufsuchen und Zusammenstellen von verwandten Vorstellungen die auf alten Kunstwerken vorkamen. Es war in der Ordnung der Dinge daß wir Deutschen erst genauere und umfassendere Kenntnisse von den Antiken die auf unsere Zeit gekommen, und wirklich vorhanden sind, uns zu verschaffen suchten mußten. Ehe ließ sich von nichts sprechen. Mochten manche Versuche dieser Art Compilation seyn, sie erhielten gleichwohl einen andern Charakter als die geistlosen Zusammenhäufungen ähnlicher Art bei den Italienern, in ewiger Wiederholung der trivialen Mythologien und Antiquitäten, gehabt hatten. Der Deutsche lernte bald nach Kunstideen ordnen; so erzeugte sich nach und nach der Begriff von einer Mythologie der Kunst, und so ging man immer weiter zu tieferen Betrachtungen über Kunst und Geschmack fort.

Alles dieses war Wohlthat für uns später Lebende, und natürliches Fortschreiten der Zeit, gutthätige Wirkung zusammentreffender Umstände; eines folgte auf das andere. Vergeblich brüsten wir uns nun mit unsern reifern Einsichten; wir hätten sie nicht, wenn nicht

andere die uns den Weg frei gemacht haben vorausgegangen wären; diese dankten wiederum ihrerseits die erste Erweckung schlafender Kräfte dem ersten Stoß, der eine Folge anderer gefällig zusammentreffender Umstände war; derjenige der über das was er durchlebt hat nachdenkt, wird sich leicht hievon überzeugen können. Doch dieß gehört nicht hieher.

Unter den mythologischen Gegenständen der Kunst locken die sinnreichen sittlichen allegorischen Vorstellungen der Alten jeden gebildeten Geist vorzüglich an sich. Herders feines Gefühl und lebendige Einbildung faßte eine der schönsten Ideen, die Nemesis, eine Idee die bis in seine späteste Schrift, die Adrastea, in ihm fortlebte. Er hat sorgfältig gesammelt was er davon auffand, manches haben andere nach ihm gesammelt, gedeutet, bestritten und anders gedeutet. Der vielfache Gebrauch, die vielfach abgeänderte Deutung, der Absprung und die Verschiedenheit in Beiwörtern und Attributen machten ihm Mühe. Alle seine Deutungen zeugen von einer witzigsinnreichen Combination des Verschiedenen, und geben überhaupt einen tiefen Blick in die Sache selbst. Die Allegorie ist eine sehr eingeschränkte Sprache und Schrift, und kann nur eine kleine Anzahl von Ideen, und diese selten bestimmt genug ausdrücken; denn sie muß ein Bild auffinden welches eine leicht wahrzunehmende Aehnlichkeit mit der Idee hat. Dieser Fälle aber sind wenige: meistens ist die Aehnlichkeit zufällig, nur von einer einzelnen Eigenschaft des Gegenstandes entlehnt, der dem Redenden oder Bildenden lebhaft gegenwärtig seyn kann, aber nicht ebensowohl dem andern, dem das Bild vorgehalten wird. Gemeiniglich muß die rechte Seite, von welcher die Deutung zu nehmen ist, erst durch den der sie erfand angegeben seyn; so entsteht eine Art von Sprachgebrauch; so kennen wir den Sinn des Lorberkranzes, des Ephen's u. s. w.

Nur bleibt die Allegorie sich nicht immer im Gebrauch treu; der spielende Witz überträgt sie auf verwandte Begriffe oder mischt

doch diese bei. In der Nemesis ging das Spiel im Alterthum selbst von einer zur andern Anwendung fort; der Begriff verfeinerte sich immer mehr; so fehlt endlich die Leiter auf welcher wir von einer Sprosse zur andern steigen könnten. Allem Ansehen nach lag der noch nicht gereinigte grobe Begriff vom Neid der Gottheit gegen Sterbliche, denen ein gar zu großes Glück zu Theil geworden ist, zum Grunde, insonderheit in Beziehung auf den Mißbrauch des Glücks den die Götter den Glücklichen machen sahen; nun bildete sich der Begriff von der Nemesis, im Gegensatz der Hybris, des Uebermuths, der Insolenz, durch die sich der Sterbliche auf dem Gipfel des Glücks ganz natürlicherweise seinen Fall selbst vorbereitet. Von diesem Begriffe aber zu wie viel andern feinern schritt der Grieche fort! und mit ihm die Kunst, die nun durch beigefügte Attribute sprechen mußte. Aber diese sind wieder allegorisch, und nicht alle so bestimmt daß die Deutung sich nicht auf verschiedene Weise machen ließ.

Sollen wir uns nun über die Verschiedenheit der Versuche zur Erklärung der Nemesis wundern? mit andern zürnen, wenn sie eine andere machen, die von der unsrigen abgeht? oder ihn herabwürdigen, wenn er nicht unbedingt die unsrige als die einzig gültige anerkennen will? Sey die meinige auch von der Art daß sie bestritten werden kann, so gut wie so viele zuversichtliche Emendationen manches Kritikers in einem Classiker, ist es ein so großes Uebel, wenn ein unschuldiges Phantasiegeschöpfchen mit unterläuft? ist es nicht erbärmlich, wenn der neue Herkules ihm mit der Keule nachläuft, gleich als wäre es der Erymanthische Eber? Herders Geist faßte die Idee von der Nemesis, als Göttin des Maßes und Einhalts: **Nicht zu viel!** so rein moralisch, so herzerhebend, und für den innern Sinn einwirkend, auf, daß sie zugleich eine Beruhigung über tausend sich durchkreuzende Vorfälle des Lebens geben konnte.

Gleiche Bewandtniß hat es mit dem **symbolischen** Fackel-

träger, der den Tod vorgestellt haben soll. Ueberall freilich nicht; und die einzige Vorstellung des Todes war der Knabe auch nicht; es gab noch viele andere Dichter- und Kunstvorstellungen des Todes, und wenn der Knabe mit der Fackel den Tod bezeichnete, so war es nicht der Tod an und für sich, sondern der Schlaf, welcher als ein Symbol des Todes angenommen war; eine sehr feine Bemerkung einer doppelten Allegorie, welche Herder wahrnahm. Trefflich hat er dieß ausgeführt, und gegen Lessings: Wie die Alten den Tod gebildet haben, erwiesen. Ob Lessing, wenn er noch den Druck der Schrift erlebt hätte, sich für überwiesen würde gehalten haben, ist eine andere Frage; sich von seiner einmal gefaßten Meinung abbringen zu lassen war seine Sache nicht; es würde ihm noch manche sophistische Ausflucht zu Gebote gestanden haben.

Allegorie in einer Schrift muß aus dem Zusammenhang, Allegorie in einem Bilde aus dem Gegenstande auf den sie sich bezieht, bestimmt und erklärt werden. An Sarkophagen, hätte man glauben sollen, ließe sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich das an denselben angebrachte Bildwerk auf den Tod oder den Todten beziehen müßte. Und doch ist nichts unsicherer. Offenbar ist das vom Künstler vorgestellte so mannichfaltig, daß selbst ein Mystiker oder antiquarischer Rudbeck nicht alles auf Tod und Sterben deuten kann. Es bestätiget sich dadurch die Vermuthung daß oft eine Kiste im Hausgeräthe zum Sarkophag genommen, oder bei dem Künstler vorausbestellt, und diesem überlassen war jede Künstlerphantasie darzustellen die ihm vorkam; eben wie es der Fall mit den gemalten Vasen gewesen seyn muß, die zu Aschengefäßen oder Urnen gedient haben. Auch diese Bemerkung hat Herder an einem andern Orte beigebracht. (Zerstreute Blätter, 2te Samml., 2te verbesserte Ausgabe. 1796. S. 359. 360.)

Auf der andern Seite läßt sich doch aber auch nicht alle Deutung des Bildwerks der Sarkophagen auf den Verstorbenen, auf den

Uebergang in die Unterwelt und die Fabel des Orkus und Elysiums abläugnen. Die schönsten Deutungen dieser Art hat Herder ausgefunden. Wohl gibt es auch keinen denkbaren Gegenstand, auf den sich so vieles deuten ließ als Tod und Unterwelt; und keine lieblichern Bilder lassen sich ausdenken, als die vom Schlaf, als Symbol des Todes, entlehnt sind.

In der früher geschriebenen **Plastik** ist der aufstrebende jugendliche Philosoph sichtbar, dem die fruchtbare Phantasie sehr gute Dienste leistet, indem er ein erstes Princip sucht, aus dem er alles abzuleiten verhofft. Allerdings erhält die Bildnerei ihre Formen durch den Sinn des Fühlens und Tastens, hingegen die Malerei vom Sinne des Gesichts. Aber muß sie nicht ihre Formen und Umrisse durch jene erst berichtigen? Göttingen 1807.

Heyne.

I.

Oden von Horaz.

An Melpomene.

B. IV. Ode 3.

Wen du, Göttin Melpomene,
  Einmal bei der Geburt wonniglich angeblickt,
Den wird nimmer der isthmische
  Faustkampf machen berühmt, noch ein beflügelt Roß
Führt ihn auf dem achäischen
  Siegeswagen zum Ziel; ihn wird der Schlachten Ruhm
Nicht, mit delischem Laub geschmückt,
  Weil er schwellendes Drohn stolzer Monarchen brach,
Siegreich zeigen dem Capitol.
  Aber, Quellen, die ihr Tiburs Gefilde tränkt,
Dichter Haine durchschlungnes Haar,
  Macht ihn edelberühmt durch ein äolisch Lied.
Enkelsöhne des hohen Roms,
  Das die Städte beherrscht, nehmen mich willig auf
In ihr liebliches Dichterchor;
  Und schon naget an mir minder des Neides Zahn.
O du, die du der goldenen
  Lyra süßes Geräusch bändigest, Muse! die
Stummen Fischen, gefiel es ihr,
  Süßen Schwanengesang mächtig verleihen kann:

Ganz ist dieses nur dein Geschenk,
Daß der Finger des Volks mich im Vorübergehn
Roma's lyrischen Sänger zeigt;
Daß der Römer mich liebt (wenn er mich liebt) ist dein!

Archytas.

B. I. Ode 28.

Dich, der die Erd' einst maß, und zählte den zahllosen Meersand,
Dich hält jetzo zurück, Archytas,
Nah am matinischen Ufer, ein Häufchen Staub, eine kleine
Gabe. Da frommete dir vorm Tode
Nicht, daß in himmlischen Häusern, daß sich dein Geist um den Weltpol
Rings im Laufe bewegt: du starbest.

Archytas:

Starb denn Pelops Vater nicht auch, der der Götter Genoß war?
Nicht Tithonus, entführt in Lüften?
Minos nicht, den Zeus zu seinen Geheimnissen zuließ?
Auch Pythagoras ist im Orkus,
Ob er es gleich mit dem Schilde bewährete, daß er vor Troja
Schon gewesen, und ob er dem schwarzen
Tode wohl nichts als Sehnen und Haut zurückließ. Der war,
Deiner Meinung doch auch, kein schlechter
Kenner der Wahrheit und der Natur! Es wartet auf alle
Eine Nacht, und die Bahn des Todes
Tritt ein jeder einmal. Den würget die Furie, Mavors
Zum Ergötzen; den schlucket das Meer ein;
Leichen der Jünglinge thürmen mit Alten sich über einander;
Kein Haupt schonet die schneidende Parze.
Also riß denn auch mich Orions Gefährte, der Südwind,
Schnell hinab in illyrischen Abgrund.

Aber, o Schiffer! versäume du nicht dem unbegrabnen
  Haupt und meinen Gebeinen ein wenig
Fliegenden Staubes zu schenken. So werden, was dir der Eurus
  Auf Hesperiens Fluthen dräute,
Dort die Wälder Venusiums büßen; und du entrinnst ihm.
  Reicher Segen wird allenthalben
Dir vom gütigen Zeus, von Neptun, dem Schützer Tarentums,
  Niederströmen.
          Vergissest du aber
Was dem Todten gebührt, so häufst unschuldigen Enkeln
  Schuld du; ja es erwartet dich annoch
Recht und die strenge Wiedervergeltung. Flüche verfolgen
  Dich sodann, und kein Opfer entsühnt dich. —
Eilest du gleich, o Schiffer! du darfst nicht lange verweilen;
  Schenke mir dreimal den Staub, und segle.

An Kalliope.

B. III. Ode 4.

Vom Himmel steige, Göttin Kalliope!
Stimm' auf der Flöt' ein längeres Lied mir an;
  Doch willst du auch, mit heller Stimme,
    Oder auf Saiten und Phöbus Cither.

Vernehmt ihr's? oder täuscht mich ein süßer Wahn?
Mich däucht, ich höre schon die Unsterbliche,
  Und irre durch geweihte Haine,
    Unter der kühlenden Bäche Rauschen.

Einst deckte mich auf hohem apulischen
Gebirge, meiner Mutter Apulia
  Gränzscheide, Spiel und Schlaf ermattet,
    Deckten, den Knaben, mit jungem Laube

Die Dichtertauben. Allen ein Wunder das,
Die auf dem hohen Nest Acherontia,
In Wäldern Bantiens, und jenen
Fetten Ferentischen Fluren wohnen:

Daß ich der schwarzen Natter, dem grausen Bär,
Unanzutasten schlummerte; überdeckt
Mit Lorbeer und mit Myrthenzweigen,
Ich, durch die Götter beherztes Kind, ich.

Der Eure, Musen! Auf der Sabiner Höh'
Noch Euer, Musen! möge das kühlende
Präneste mich, das schroffe Tibur,
Oder die Bajischen Nymphen halten.

Geweihet euren Quellen und Chören, hat
Mich nicht Philippi's rückwärtsgeworfne Schlacht,
Nicht jener Unglücksbaum vertilget,
Oder die Fluthen Sikuler Meere.

Begleitet ihr, ihr holden! den Euren nur,
Will, ohne Graun, den rasenden Bosporus
Durchschiffen ich, und will, ein Wanderer,
Irren durch brennende Sandeswüsten;

Will selbst die Britten, welchen der Fremdling bebt,
Und will von Roßblut trunkne Konkanier,
Will unverletzt der Scythen Strom ich,
Köchergeschmückte Gelonen suchen.

Den hohen Cäsar, wenn die ermatteten
Cohorten er nun ruhig in Städte barg,
Erquickt ihr, müde von den Schlachten,
Musen, in euren geweihten Grotten.

Ihr, sanften Rath verleihende, freuet euch
Des sanftverliehnen Rathes. Wir wissen all,
Wie einst die stürmenden Titanen
Unter dem schmetternden Blitze fielen,

Des Gottes, der die ruhende Erde, der
Des Meeres Stürm', und Länder und Hölle selbst,
Beherrscht, und Sterbliche und Götter
Lenket am Zügel der Allregierung.

Nicht kleine Schrecken brachte den Himmlischen,
Auf ihre Arme trotzend, die Riesenbrut;
Giganten jauchzeten den schwarzen
Pelion auf den Olymp zu thürmen.

Was aber mag Typhöus und Mimas Wuth,
Und was tollkühn der Droher Porphyrion,
Und Rhötus, und mit ausgeriss'nen
Eichen Enceladus, Himmelsstürmer,

Entgegen Pallas tönender Aegis? Hier
Zur Seite stand mit fressender Flammen Wuth
Vulcanus, da die hohe Juno;
Hier, mit dem nimmer gesenkten Bogen,

Der, dem mit reinem Thaue Castalia's
Geweihter Quell die fliegenden Locken wäscht,
In Lyciens Gebüschen herrlich,
Delius und Patareus Apollo.

Macht, ohne Klugheit, stürzt unter eigner Last;
Der rathgenährten mäßigen Macht verleihn
Die Götter Größe; denn sie hassen
Kräfte, die Frevel im Sinne schmieden.

Deß, was ich sage, zeuget der wüthende
Gigante, der mit hundert der Armen fiel;
Deß zeugt der Frevler, von der keuschen
Göttin durch Pfeile gestürzt, Orion.

Es klaget Tellus ihre Geborenen
(Die Ungeheuer, tief zu der Höll' hinab
Geschleudert!) schwer auf ihnen lastend:
Wirbelnde Flammen verzehrten noch nicht

Den Aetna; immer hackt noch an Tityus
Unkeuscher Brust der wachende Züchtiger
Des Bösewichts; dreihundert Ketten
Zähmen Pirithous Frevellüste.

Auf Drusus.

B. IV. Ode 4.

Wie wenn den Adler, Träger des Blitzes Zeus
(Ihm gab der Götter König die rege Schaar
Der Vögel unter, treu erfunden
Als er den glänzenden Jüngling raubte),

Den Jugend einst und erbliche Vaterkraft,
Noch unbekannt Gefahren, dem Nest entdrängt;
Und, da die Winterstürme schweigen,
Nun den Erbebten der Hauch des Frühlings

Den neuen Schwung lehrt: siehe, da fährt er ab
In Wollenheerden, mächtiger Feind! Er stürzt
Auf Drachen dort, die gegenstreiten;
Raubes und muthiger Kämpfe gierig;

Und wenn das Reh, auf fröhlichen Auen sanft
Hinweidend, jetzt, den neulich Entwöhneten
Der Mutter Brust, den jungen Löwen,
Sieht, wie er kommt, und den scharfen Zahn wetzt;

So hinter Alpen sahen Vindeliker
Und Rhäten Drusus kämpfen; es fühleten
Die von Uralters her die starren
Fäuste mit Waffen der Amazonen,

Der Streitaxt, wappnen (wannen her, weiß ich nicht,
Und wer weiß alles?); fühleten weit und breit,
Sie all' einst sieggewohnte Schaaren,
Jetzo von Jünglingsmuth gebändigt,

Was ächte Klugheit, sicher von Jugend auf
Ernährter Muth vermochte: sie fühleten
Augustus Vatergeist in seinen
Kühnen Neronen, und unterlagen.

Der tapfre Vater zeuget ein tapfres Volk,
Der Edle edle Söhne, so strebt im Roß
Des Vaters Kraft empor; so zeugt kein
Reißender Adler sich blöde Tauben.

Nur Zucht und Lehre nähren des muthigen Stamms
Naturkraft, Uebung stählet des Helden Brust;
Lass' Mannessitten sinken, alles
Edelerzeugte verdirbt in Schande.

Viel dankst du, Rom, den Helden-Neronen! das
Zeugt Strom Metaurus, zeuget schon Asdrubal
Geschlagen, zeugt der schöne Tag, einst
Latiens Dunkel in Licht umwandelnd.

Der Erste war er, lachend uns Sieg und Heil;
Als schon der Feind durch alles Italien,
Wie Flammen unter Spreu, wie Eurus
Durch die sicilischen Fluthen brauste;

Er kam, der Tag, und fürder in Glück und Kampf
Erwuchs Roms Heldenjugend! die Tempel all,
Durch Punier verödet, sahen
Bilder der Götter emporgerichtet;

Bis jener tück'sche Hannibal so begann:
„Wir, scheue Rehe, fressender Wölfe Raub,
„Wir suchen die, vor die zu bergen
„Und zu entfliehen schon reicher Sieg ist.

„Dieß Volk, schon tapfer Ilions Brand entflohn,
„Umhergeworfen tuscischer Fluthen Raub,
„Bis Götter es und Söhn' und alte
„Väter Ausoniens Städten einbarg;

„Wie dort im schwarzen Laube des Algidus
„Von schweren Beilen ästeverwundet steht
„Der Eichbaum, stets durch Streich' und hartes
„Eisen zu höherer Kraft aufstrebend;

„Nicht kühner wuchs dem siegverzweifelnden
„Alcides unter Streichen die Hyder neu;
„Nicht größres Ungeheuer nährten
„Kolchis und Theben; Echions Pflanzstadt.

„Versenk's in Meergrund, herrlicher steigt's empor;
„Besieg's im Kampfe, selber besieget fällt
„Der Ueberwinder ihm; es bietet
„Schlachten, die Weiber und Enkel singen.

„Nicht werd' ich stolze Boten, Carthago, dir
„Hinfürder senden! Hoffen ist hin! ist hin!
„All unsers Namens Glück und Ehre
„Lieget mit Asdrubal hingesunken.

„Nichts ist was jetzt die kühnen Neronen nicht
„Durch ihre Hand vermögen; da Zeus sie selbst
„Im Unfall birgt, und kriegesschlaue
„Sorge durch alle Gefahr hin sichert."

An Pollio.

B. II. Ode 1.

Den Bürgerkrieg vom Consul Metellus her,
Und dessen Ursach, Weise, Vergehungen,
Des Glückes Spiel, die Wechselloose,
Und die verderblichen Herrscherbunde,

Erzählst du; Waffen, triefend von Römerblut,
Noch ungesühntem Blut, ein gefahrvoll Werk!
Du wandelst auf lebend'gem Feuer,
Das eine trügliche Asche decket.

Ein wenig nur entziehe die Muse sich
Der tragisch-ernsten Bühne; sobald du nun
Der Staatskunst hohes Werk vollendet,
Kehre zurück zum Cothurne Cecrops;

Du, sichre Schutzwehr traurig Beklageter,
Im Rath der Väter treuer Belehrer, du!
Dem aus Dalmatiens Triumphe
Ewige Ehren der Lorbeer sproßte.

Schon schallt der Hörner drohender Klang; es tönt
Die Kriegsdrommete; glänzender Waffen Blitz
Erschreckt das flüchtige Roß, erschrecket
Hoch auf den Rossen den Blick des Kriegers.

Die großen Feldherrn, dünket mich, hör' ich schon;
Bedecket nicht mit einem unedlen Staub;
Und alle Welt ist unterworfen,
Außer dem trotzigen Muth des Cato.

Die Göttin Juno, jeder befreundete Gott
Der Afrer, wich vom racheberaubten Land
Im Zorn, und schlachtete der Sieger
Enkel zum Opfer Jugurtha's Manen.

Vom Blut der Römer, welches Gefilde blieb
Noch ungedüngt? Grabmäler bezeugen die
Heillosen Schlachten; ferne Meder
Hören Hesperiens Sturz im Nachhall.

Und welcher Meerschlund, welcher der Ströme kennt
Den Trauerkrieg nicht? Welches der Meere hat
Nicht Blut der Daunier entfärbet?
Sah nicht die Küsten erfüllt mit Leichen? —

Zu kühn doch, Muse, sagst du vom Scherz dich los,
Und weckst der Ceres klagende Nänien!
Ersinne mit mir in Dionens
Grotte nur leichtere Melodien.

An das römische Volk.

B. V. Ode 7.

Wohin, wohin ihr Frevler? Warum zückt ihr schon
Das kaum versteckte Schwert so rasch?
Floß über Land und Meer zu wenig Römerblut?
Nicht um des eifersüchtigen
Carthago stolze Burg in Asch' und Staub gelegt,
Und den noch ungebändigten
Britannier in Fesseln durch die Straßen Roms
Zum Kerker hingeführt zu sehn;
Nein! nach der Parther Wunsch, die mütterliche Stadt
Durch eignen Arm verheert zu sehn!
Dieß war der Wölfe Sitte nie, der Löwen nie,
Die fremder Art nur schrecklich sind.
Ist's blinde Wuth? ist's höhere Gewalt? ist's Schuld
Was euch dahinreißt? saget an!
Sie schweigen. Todtenblässe deckt ihr Angesicht,
Und das betroffne Herz erstarrt.
Ja, ja, so ist's. Ein schweres Schicksal liegt auf Rom,
Des Brudermordes Missethat;
Als dieser Boden Remus unschuldvolles Blut,
Ein Fluch dem Enkel, in sich trank.

Auf den Sieg bei Actium.

B. I. Ode 37.

Jetzt trinkt, ihr Brüder, stampfet mit freiem Fuß
Anjetzt den Boden! mit Saliarischen
Festmahlen jede Göttertafel
Köstlich zu schmücken, gebeut die Zeit uns.

Einst war es Frevel, Cäcuber aus dem Faß
Des Urahns holen, während die Königin
Dem Capitol wahnsinn'gen Umsturz,
Und dem gewaltigen Reich sein Grabmal,

Mit ihrer Heerde schändlich Entmanneter,
Zudachte: jeden Wahn sie zu fassen stolz,
Vom süßen Glück berauscht; die Wuth doch
Wich ihr allmählich, da kaum den Flammen

Ein einzig Schiff entrann, und den Schwindel ihr
Von Mareot'schen Weinen in wahre Furcht
Verwandelte; der, als sie unsern
Küsten entflog, mit den Rudern nacheilt',

Augustus Cäsar (so wie der Habicht treibt
Auf zarte Tauben; wie auf Hämonischen
Beschneiten Feldern folgt der schnelle
Jäger dem Hasen): daß er den Fesseln

Das Ungeheuer gäbe; sie aber wählt
Den Tod sich edler; scheuete weibisch nicht
Das Schwert, und mit der schnellen Flotte
Suchte sie keine verborgnen Küsten.

Kühn, anzuschaun die liegende Königsburg
Mit heiterm Antlitz, faßte sie tapfer an
Die gift'ge Natter, die die Brust ihr
Beißend mit tödtlichem Gift erfüllte.

Bei festbeschloss'nem Tode noch trotziger;
Dem drohnden Römer, wahrlich, mißgönnte sie's
Stolz hinzuführen im Triumphe
Eine, die nicht ein gemeines Weib war.

Der Genuß des Lebens.

B. II. Ode 3.

Bei hartem Schicksal suche dir gleichen Muth,
Im Glück den mäßigfrohen, von Uebermuth
Entfernten Sinn, fest zu erhalten,
Dellius, ach! denn du mußt doch sterben;

Ob immer du dein Leben vertrauertest,
Ob du am Festtag fröhlicher hingestreckt
Auf stille Rasen dich beseligst
Mit dem Falerner von edler Herkunft.

Wo mit der Silberpappel die Pinie
Die hohen Zweige gattet zum Schattendach
Gastwirthlich, durch gekrümmte Ufer
Zitternd die Nymphe zu fliehen weilet;

Dorthin laß Salben bringen, und Wein, und ach!
Der allzuschnell hinblühenden Rose Schmuck,
So lang es Glück und Zeit vergönnen,
Und das Gewebe der Schicksalsschwestern!

Bald mußt du lassen jeden erkauften Wald;
Dein Haus, die Villa, welche der Tiber netzt,
Verlassen wirst du's, und der Haufen
Goldes erfreuet sich dann der Erbe.

Sey reich, entsprossen Inachus altem Stamm;
Sey darbend, und vom niederen Pöbel nur
Nackt an der Sonne liegend, immer
Wirst du des grausamen Orkus Opfer;

Wohin wir alle müssen: die Urne wird
Gerüttelt jedem; früher oder später fällt
Heraus aus ihr das Loos, und setzt uns
Hin auf die Fähre zu ew'ger Bannung.

An Tibull.

B. I. Ode 33.

Traure nicht, o Tibull, immer nur eingedenk
Daß dich Glycera nicht liebe; du denkst zu viel
Der Treulosen, und weinst flehende Klagen daß
Sie statt deiner den Jüngern liebt.

Auch Lykoris, du weißt's, sie mit der kleinen Stirn,
Sie, die niedliche, grämt über den Cyrus sich;
Welcher wiederum glüht einzig für Pholoë,
Die so wenig den Schändlichen

Lieben wird als das Reh einen Apulerwolf.
So will's Paphia, die gerne das Widrige
An Gestalt und Gemüth unter ihr ehern Joch
Grausam scherzend zusammen zwingt.

Mir auch ging es voreinst also. Das schönste Glück
Suchte mich, und ich lag lieber in Myrtale's
Fesseln, die wie das Meer Adria's brausete,
Das Calabriens Buchten höhlt.

An Pyrrha.

B. I. Ode 5.

Wer liebkoset dich jetzt in der anmuthigen
Grotte, rosenumkränzt, duftend in Wohlgeruch?
Welchem niedlichen Jüngling
Lockst du, Pyrrha, das blonde Haar,

Selbst nur losegeschmückt? O wie so oft wird er
Ueber neues Geschick, über gebrochne Treu'
Weinen, wenn er des Meeres
Schwarze Stürme verwundernd sieht.

Unkund ihrer! Anjetzt nennt er die Goldne dich,
Hofft dich immer ihm treu, immer so liebenswerth;
Der Leichtgläubige trauet,
Ach, dem trügenden Lüftchen sich!

Unglückselige die, welchen, o glänzend Meer,
Ungeprüfet du lachst! Siehe! mein naß Gewand
Hängt dem Gotte der Fluth hier,
Des Entronnenen Dankgelübd'.

Die Versöhnung.

B. III. Ode 9.

Horaz.

Einst, so lang ich noch lieb dir war,
Und kein Wertherer dir, Lydia, seinen Arm
Um den blendenden Nacken schlang;
Vor dem Persermonarch war ich der Glückliche.

Lydia.

Einst, so lange du Lydien
Liebtest, als sie noch nicht hinter der Chloë stand;
Da war Lydiens Name groß,
Ueber Ilia selbst blühte der Ruhm ihr auf.

Horaz.

Jetzo fesselt die thracische
Chloë mich, die so süß singt, und die Cither schlägt;
Für sie scheute den Tod ich nicht,
Wann ihr Leben dann nur schonten die Schicksale.

Lydia.

Mich durchglühet, es brennet für mich
Jetzt, der Thurier, er, Kalaïs, Ornìths Sohn,
Zweimal möcht' ich den Tod für ihn
Dulden, schoneten dann seiner die Schicksale.

Horaz.

Wie? wenn aber die vorige
Lieb' uns wieder und neu bänd' in ihr ehern Joch,
Und nicht Chloën der Blonden mehr,
Einzig Lydien nur öffnete sich die Thür?

Lydia.

Schöner zwar als ein Sternenbild
Ist er; du als ein Kork leichter, und brausender
Als die Stürme des Adria;
Dennoch lebt' ich so gern, stürbe so gern mit dir!

An Lollius.

B. IV. Ode 9.

Nein, untergehen werden die Lieder nicht,
Die ich, am weithinrauschenden Aufidus
Geborner, ich — in nicht gemeiner
Weise, der Saite vermählend zusang.

Dem Mäoniden ziemet der erste Sitz,
Doch darum schweigen Pindarus Töne nicht,
Simonides, noch des Alcäus
Drohnde, Stesichorus ernste Muse.

Anakreons gefällige Scherze hat
Die Zeit verschont; noch athmet die Lieb', es lebt
Die Flamme noch, die ihren Saiten
Jenes äolische Mädchen eingoß.

Nicht in des Buhlers zierliche Lock' entbrannt,
Das Gold auf seinem Kleide, den Königsprunk,
Sein glänzendes Gefolg anstaunend,
War die lakonische Helena einzig;

Nicht Teucer schoß vom Bogen Cydoniens
Den ersten Pfeil; mehrmale war Ilion
Bestürmt; Idomeneus, der tapfre
Sthenelus, kämpften nicht einzig Kämpfe,

Werth der Gesänge; Hektor der wüthende,
Deiphobus der rasche, sie standen nicht
Die ersten da für ihre liebe
Gattin und Söhne den schweren Streichen.

Viel Tapfre lebten vor Agamemnon schon,
Doch unbeweinet schlafen und ungekannt
In ew'ger Nacht sie, weil kein heil'ger
Sänger die Edlen der Nachwelt nannte.

Nah an begrabne modernde Trägheit gränzt
Verhehlte Tugend, Lollius! Nein, ich will
In meinen Blättern dein nicht schweigen,
Noch es erdulden daß deine vielen

Und großen Thaten Neides Vergessenheit
Straflos benage. Weiser, erfahrner Sinn,
Ist dein Sinn; ein in Glück und Unglück
Grader rechtschaffener Muth ist dein Muth.

Ein Rächer jedes geizigen Truges, rein
Von Goldgewinn, der alles sonst an sich zeucht;
Ein Consul, nicht für eine Jahrsfrist,
Immer ein biederer, ein treuer Richter;

Der seiner Pflichten Würde dem Nutzen stets
Vorzog, mit hohem Blick der Verführenden
Geschenke wegwarf, und als Sieger
Durch widerstrebende Haufen durchdrang.

Nicht den der viel besitzet, ich nenne den
Den Glücklichen, der weise der Götter Huld
In ihren Gaben zu genießen
Und zu gebrauchen mit Ernst gelernt hat;

Der auch der Armuth Härte zu tragen weiß,
Und ärger als den Tod das Verbrechen scheut;
Der stirbt für seine lieben Freunde,
Stirbt für das Vaterland unerschrocken.

(Anhang.)

An Mercur.

Nach Horaz.

Der einst unser Geschlecht mit süßen Listen
Seiner Wildheit entlockt' und bess're Sitten
Ihm anschmeichelte, daß es Gang und Sprache
Zierlicher lernte,

Maja's Sohn, du Bote der Götter, schlauer,
Vielgewandter, beredter Gott, in Scherzen
Glücklich, du, der gebognen Lyra leichter
Froher Erfinder.

Manche Täuschung gelang dir, daß Apollo
Selbst dir huldigend seinen goldnen Stab lieh,
Der die Schatten beruhigt und die frommen
Seelen emporführt;

Fleuch hernieder, Mercur, die hundert Augen
Jenes listigen Argus einzuschläfern,
Der der Erde den Frieden, der den Völkern
Tugend und Glück raubt.

Dann beginne von neuem deine süße
Zauberweise, die Menschen mit der Täuschung
Holdem Stabe zu bilden. Komm hernieder,
Bote des Friedens.

2.

Sermonen von Horaz.

Horaz über sich selbst.

Erster Brief des ersten Buchs.[1]

Dem meine erste Kamöne sang, du, dem meine letzte
Singen soll, o Mäcen! den gnug gesehenen Fechter,
Dem man das Stäbchen der Ruh' längst reichte, ladest du den ein
Daß er zum vorigen Spiel rückkehre? — Alter und Denkart
Sind in ihm dieselben nicht mehr. Vejanius selbst hing
Längst die Waffen dem Hercules auf, und zog auf das Land sich
Tief verborgen, damit er nicht noch auf der letzten Arena
Ueberwunden vom Volk sein Leben erbetteln müsse.
So schallt mir eine Stimm' ins rein gesäuberte Ohr oft:
„Spanne zu guter Zeit den Gaul ab! Sieh, wie er altert!
Daß er zuletzt nicht gar zum Gelächter aller erlahme."
Also leg' ich denn auch, wie den Vers, so das übrige Spielzeug
Nieder, und kümmre mich nur was wohlanständig und wahr sey;
Darnach frage, darin bin ich ganz. Ich ordn' und verwahre,
Was auf den Wink ich mir einst herlangen möchte.

Damit du
Mich nicht fragest: zu wem ich mich dann als häuslichem Schutzgott
Halte? Zu keinem! Ich hab' auf niemands Worte geschworen;
Sondern wo irgend der Wind mich hintreibt, komm ich ein Gast an.

[1] Adrastea III. Stück. Diese und die folgenden aus Horaz übersetzten Stücke sind als Prose zu lesen. Der Hexameter in ihnen ist kein Cavallerist, sondern ein Fußgänger, Sermo pedestris. (Anm. d. Uebers.)

Jetzt ein Geschäftsmann, tauch' ich tief in die Fluthen des Staats mich,
Wahrer Tugend ein Wächter und strenger Trabant. Dann sink' ich
Wie verstohlen zurück in die Lehr' Aristippus, und wag' es
Mir die Dinge, den Dingen nicht mich unterzufügen.

Wie dem Buhlen die Nacht, wenn ausbleibt seine Geliebte,
Lang wird, lang der Tag arbeitenden Sklaven; das Jahr dünkt
Träge denen die unter der Mutter drückender Aufsicht
Als Vormündete seufzen: so rinnen unangenehm langsam
Mir die Zeiten dahin, die mir den Entschluß und die Hoffnung
Zögern, ernst zu treiben das was Reichen und Armen
Gleich nützt, oder versäumt, gleich schadet Jungen und Alten —
Dieß A B C, mich selbst zu regieren, zu trösten, das fehlt mir.

Sähst du, sprech' ich zu mir, auch nie in die Wette mit Lynceus;
Triest dein Aug', du verschmähst sie nicht, die heilende Salbe.
Hoffetest nie du gleich, des unüberwundenen Glykons
Kraft zu erlangen; du hütest doch vor Knoten der Gicht dich.
Vor sich kommen, so weit — wenn auch nicht weiter — ist etwas!

Kocht von Geize dein Herz, von unglückseliger Habgier;
Worte gibt es und Stimmen, die diese Schmerzen zu lindern
Mächtig sind, einen großen Theil zu nehmen der Krankheit.
Schwellt dich die Liebe nach Ruhm: es gibt aussöhnende Opfer,
Die dich (hast du dieß Buch dreimal mit reinem Gemüthe
Durchgelesen) erneun. Du bist ein Neider, ein Zorngeist,
Träge, des Weins, der Liebe begierig: so wild ist ein Mensch nicht,
Daß ihn nicht zähme (wenn er ihr nur ein geduldiges Ohr gibt)
Bildung.

Laster zu fliehen ist auch schon Tugend.
Die erste
Weisheit ist es kein Thor zu seyn.

Was du für die größten
Uebel hältst, ein gering Vermögen, Ehrenversagung,
Siehe wie du vor ihnen mit Muth und Lebensgefahr fliehst!
Rastlos läufst du, ein Handelsmann, zu den letzten der Inder,
Fliehend durch Wellen des Meers, durch Feuer und Klippen die Armuth.
Freund, und du willst nicht lernen, und hören, und folgen dem Bessern,
Das die Sorge dir nimmt um alles, was du so thöricht
Wünschest und bewunderst?
Wer, auf Straßen, um Dörfer,
Als ein rüstiger Streiter bekannt, verschmähte je wohl
Den olympischen Kranz, wenn Hoffnung ihm und ein Anlaß
Ohne Mühe versprechen die süße Palme? Das Silber
Ist geringer als Gold, und das Gold geringer als Tugend.

„Bürger, o Bürger, vor allem nur Geld! Dann kümmere man sich
Um die Tugend.“ So lehrt, von unten hinauf bis zum Obern,
Janus; und Jung und Alt singt ihm den lehrenden Spruch nach,
Hocherhoben in linker Hand Zinstafel und Beutel.
„Sitten hast du, du hast Gemüth und Sprach' und Charakter.
Wenn zu Vierhunderttausend dir sechs und sieben noch fehlen,
Bleibst du — vom Pöbel“
Und doch die Knaben selber, im Spiele
Rufen sie: „König ist der der's recht macht!“
Eherne Mauer
Sey's dann: Nichts sich bewußt, vor keiner Schuld zu erblassen.

Roscius Ranggesetz — (sprich, Freund!) wie? oder der Knaben
Ausruf, der zum König erklärt nur ihn der es recht macht —
Jenes alte Lied, das die Curier einst und Camille,
(Tapfere Männer!) sangen; was ist das Bessere? Räth dir
Besser der da sagt: „Mach' deine Sache! Mit Ehren!

„Wohl! Wo nicht; wie es geht! Nur mache sie! Bringe dich aufwärts,
„Daß du näher am Platz die thränenreichen Gedichte
„Pupius ansehn dürfest." — Räth er dir besser, wie oder
Der, der dem stolzen Glück frei, groß entgegenzutreten
Stark dich ermahnt und geschickt macht?

Früge vielleicht dann etwa
Mich das römische Volk, warum ich nicht auch in dem Urtheil
Wie im Spazierengehen mich ihm geselle? warum ich
Nicht mit ihm auch hass' oder lieb', anstreb' oder meide?
Möcht' ich antworten ihm, was dem kranken Löwen der schlaue
Fuchs einst sagte: „Die Tritte da schrecken mich ab! Hineinwärts
„Gehen alle; keiner hinaus!"

Vielköpfiges Monstrum!
Wem dann soll ich folgen? und was befolgen? Der eine
Haufen erfreut sich Zölle zu pachten; ein anderer Haufen
Macht mit Kuchen und Obst Fangjagd auf geizige Wittwen,
Oder auf reiche Greise, sie in Gehege zu schließen.
Vielen wächst im stillen der Reichthum wuchernd. — Es sey auch
Daß aus Trieb verschiedne verschiedenes lieben und treiben;
Können dieselben dann in dem nämlichen nur eine Stunde
Dauernd die Probe halten?

„Vor allen Orten der Erde
„Glänzet mir Bajä hold!" so spricht der Reiche. Sogleich fühlt
Meer und See die Liebe des brünstig-eilenden Hausherrn;
Kaum begangen der sträflichen Lust Auspicien, spricht er:
„Morgen, ihr Leute, schafft das Baugeräth nach Teanum."

Prangt in seinem Palaste das Ehbett, findet er nichts so
Hoch zu loben als ein ehloses Leben; und lebt er
Ehlos, schwört er, keinem sey wohl als Ehegenossen.

Einen Proteus, der sich so verändert, mit welchem
Knoten halt' ich ihn fest?

So sprach der Reiche. Der Arme?
Lache! Der wechselt Zimmer und Bett, Barbier und den Bader,
Oder miethet sich gar auf ein Fahrzeug ein, — wo ihm weh wird
Wie dem Reichen, der einzeln fährt auf seiner Triremis.

Lachst du, Mäcen, wenn ich mit schiefgeschorenem Haare
Dir begegne; du lachst, wenn unter der niedlich-geputzten
Tunica meine gebrauchte West' erscheint, und die Toga
Schief mir sitzet: Wohlan! wenn meine Philosophie auch
Mit sich streitet, verwirft was sie eben begehrte, — zurücknimmt
Was sie verwarf; und braust; und ganz zum Leben nicht einstimmt,
Baut, zerstöret und mengt Viereck zusammen und Ründe —
Weiß ich, du denkst: „der raset solenn-philosophisch!" und lachst nicht,
Glaubest auch eben nicht daß des Arztes, oder des Vormunds
Ich bedürfe, den mir der Prätor gebe, da du mein
Schutzherr bist, und am Freunde, der auf dich blickt, von dir abhängt,
Auch ein Kleines, ein schiefgeschnittener Nagel dich aufbringt. —
Kurz! der Weise steht nur hinter dem Jupiter. Reich ist
Er und frei und geehrt; auch schön; der Könige König;
Und vor allem gesund, wenn nur — ihm der Schnupfen nicht zusetzt.

Horaz zweiter Brief des ersten Buchs. [1]

An einen jungen edlen Römer.

Während zu Rom du in Reden dich übst, du der Lollier größter, [2]
Hab' in Pränest' ich den alten Homerus wieder gelesen,
Der was edel und schön und nützlich, auch was es nicht sey,
Klärer und besser sagt als Crantor selbst und Chrysippus.
Warum ich also denke? Vernimm, wenn nichts dich abhält.

Seine Fabel, wie Griechenland einst, um der Liebe des Paris
Willen, mit jenen Barbaren den lang anhaltenden Kampf stritt,
Zeigt uns — thörichter Fürsten und Völker brausende Schwachheit.
Wenn Antenor räth an der Wurzel den Krieg zu vertilgen,
Was sagt Paris? Glücklich zu seyn und in Ruh zu regieren,
Könnte niemand ihn zwingen. Ein Nestor müht sich vergebens
Beizulegen den Zwist des Peliden und des Atriden;
Jenen glühet die Lieb', und beide glühet der Zorn an.
Was nun die tollen Fürsten verbrechen, büßen die Griechen.
Aufruhr, List und Verrath, Wollustgier, wüthende Rache
In- und auswärts Ilions Mauern, weben die Fabel.

Wiederum, was Verstand und Muth und Mäßigung könne,
Davon zeiget mein alter Homer uns seinen Ulixes,
Der, da er Troja gebändiget, jetzt die Städt' und die Sitten
Vieler Menschen sah, mit Einsicht; und auf dem Weltmeer,
Als er sich und den Seinen die Heimkehr bahnete, manches
Ungemach litt, doch nimmer ertränkt von der Welle des Unglücks

[1] Adrastea. II. Stück.

[2] Daß das maxime Lolli wohl nicht ein Beiwort aus der Kinderstube seyn kann, zeigt der Inhalt des Briefs. Wahrscheinlich war der junge Lollier, an den der Brief gerichtet ist, ein kühn emporstrebender Jüngling, der seinem Geschlecht Ehre machen wollte. Die Anrede ist, wie so vieles in Horaz, Scherz und Ernst, Ernst und Scherz.

Jener Sirenen Stimme, der Circe Becher (du kennst ihn!)
Hätt' er wie seine Gefährten ihn thöricht lüstern getrunken,
Wär' er unter der Hure, wie sie, ein Schlechter geworden,
Herzlos, lebte wie sie, ein unreiner Hund, eine Sau jetzt. —

Aber was sind denn wir im Homer? Eine Ziffer, [1] Verzehrer,
Taugenichte, Penelope's Freier, Alcinous Hofstaat,
Herrchen, um Glätte der Haut ein wenig zu viel bemühet,
Denen auch schön ist schlafen bis an den hellesten Mittag,
Und bei Cithergesang Rasttag zu geben der Sorge.

Wie? Um Menschen zu würgen, dazu stehn Diebe zu Nacht auf;
Und dich selber zu retten erwachst du nicht? O so wirst du,
Willst du gesund nicht, einst als Wassersüchtiger laufen.
Forderst du jetzt nicht Licht und ein Buch vor Tage; du strengest
Jetzo den Geist zu Studien nicht und zum Edeln das Herz an;
O so foltern dich bald, den Wachenden, Neid und die Liebe.
Was dein Auge verletzt, das entnimmst du eilig dem Auge;
Was das Gemüth verletzt, das sparst du zur Heilung ein Jahr hin?
Wer anfänget, hat halb vollendet; weise zu seyn, wag's!
Fang an! Recht zu leben, wer eine Stunde nur aufschiebt,
Wartet wie jener Bauer, bis daß der Fluß abfließe;
Aber der Fluß fließt nimmerhin ab; er fließet und fließet.

Um Geld kümmert man sich, auch seinen Stamm zu erhalten
Um eine tücht'ge Gemahlin; man rodet Wälder zu Aeckern —
Wer genug hat, der lasse sich gnügen und wünsche nicht mehr sich.
Haus und Hof und ein Geld- und ein Goldhauf nahm dem geplagten
Herrn sein Fieber nie; im Gemüth ihm nimmer die Sorge.
Wohl seyn muß ein Besitzer, wenn sein Zusammengebrachtes
Er zu brauchen gedenkt. Wer unter Begierden und Furcht siecht,

[1] D. i. ein Gezählter ohne Namen. S. das Verzeichniß der namenlosen, aber gezählten Krieger Iliade *B*. und sonst.

Den beseliget so sein Haus und Besitz, wie den Augen-
Kranken schöne Gemälde, den Podagristen die Bähung,
Oder die Cither den dem der Schmutz im Ohre zu Schmerz ward.
Ist das Gefäß nicht rein, so wird Essig was man hineingießt. —
Wollust verachte; sie schadet, erkauft mit Schmerzen, die Wollust.
Immer bedarf der Geizige; stell' dem Wunsche sein Ziel vor.
Neider zehren sich ab, je mehr der Beneidete zunimmt;
Aerger als Neid ersann nie ein sikulischer Wüthrich
Größere Marter. So auch, wer seinem Zorne den Zaum läßt,
Wünschen wird er daß nicht geschehn sey was er im Schmerz that,
Eilige Rache zu geben dem ungerächeten Hasse.
Zorn ist ein kurzes Rasen; beherrsche deine Begierden,
Oder sie herrschen; in Zügel lege sie und auch in Ketten.

Bei noch zartem Nacken gewöhnt der Meister zu folgen
Das gelehrige Roß dem Reiter. Der jüngere Jagdhund
Dient in dem Walde, seit er im Hof anbellte die Hirschhaut.
Also, Jüngling, auch du. Mit reiner Seele gehorche
Jetzt dem lehrenden Wort und ergib dich immer dem bessern.
Welchen Geruch das Gefäß zuerst einsaugte, den wird es
Lange behalten.

Du säumst nun oder eilest voran mir:
Säumend erwart' ich dich nicht; verfolg' auch nicht, wer voran eilt.

Nichts bewundern.

Horaz sechster Brief des ersten Buchs. [1]

Nichts bewundern, o Freund Numicius! Dieß ist das Erste
Und das Einzige, wohl zu seyn und sich wohl zu erhalten.
Diese Sonne, die Sterne, den in bestimmten Momenten

[1] Adrastea. II. Stück.

Rollenden Lauf der Zeiten; es gibt Betrachtende, die sie
Furchtlos anschaun. Und — wie, meinst du, die Gaben der Erde?
Wie die Schätze des Meers von Arabien her und vom Indus?
Wie das Geklatsche des Volks? die Geschenke des reicheren Römers?
Wie die Possen? Mit welchem Aug' und Gesicht und Gemüthe,
Glaubst du, müsse man sie anschaun? Wer sie zu entbehren
Fürchtet, bewundert sie fast, wie jener der sie begehret.
Beiden ist Furcht beschwerlich; ein unversehenes Wahnbild
Schrecket beide; Freud' oder Schmerz, Verlangen und Furcht ist
Eins wie das andre, was über und unter der Hoffnung erscheinend
Dich mit geheftetem Blick erlähmt an Körper und Seele.
Unweis' heiße der Weise und ungerecht der Gerechte,
Wenn er die Tugend selbst, das Ziel hinüber, zu weit treibt.

Geh nun und staune dir an Prachtsilber, Bilder von altem
Marmor und Erz und Gemmen und glänzend-tyrische Farben;
Freue dich, wenn du sprichst daß tausend Augen dich anschaun;
Lauf in das Forum früh, und kehr am Abende spät heim,
Daß ja ein Mutus nicht durch Heirath reicher an Aeckern
Werd' als du (unwürdig! er ist von schlechterer Abkunft!)
Und du müßtest zu ihm hinaufschaun, wie er zu dir jetzt!

Manches unter dem Schutt jetzt Liegende bringet die Zeit einst
Auf, und begräbt und verscharrt was jetzo glänzet. So gut auch
Dich des Agrippa Porticus kennt und die Appische Straße,
Wandern mußt du doch einst dahin wo Ancus und Numa —

Wenn dir die Seite schmerzt, die Kolik dich quälet, so suchst du
Eilige Hülfe. Wohlan! Du hast rechtschaffen zu leben
Lust (wer hätte sie nicht?); wohlan! kann Tugend allein dir
Dieses geben, so treib' es mit Muth, vergessend das Spielzeug.
Ist dir aber die Tugend ein Wort, und der heilige Hain dir
Holz, so siehe dich vor daß den Hafen ein andrer nicht einnimmt,

Und den cibyrischen dir, den bithynischen Handel verderbe,
Bleib' ein Krämer und runde dir deine tausend Talente,
Jetzt zweitausend, noch Eins so viel, quadrire den Geldhauf.
Eine begüterte Frau, Credit und Freunde, Geschlecht gar,
Schönheit, alles gewährt dir die Königin, Diva Moneta.
Suada putzet dich an und Venus, wenn du nur Geld hast.
Sklaven hat er, nicht Geld, der Cappadocier König;
Du nicht also.
Man sagt, Lucullus wurde gebeten
Hundert Purpurröcke der Bühne zu leihen. „So viele
Hab' ich nicht, doch will ich zusehn und senden was da ist."
Bald schrieb er: „Fünftausende hätten sich Röcke gefunden;
Alle stünden zu Dienst, oder so viel als man begehrte."
Wahrlich, ein armes Haus, wo nicht auch manches zu viel ist,
Wovon der Herr nichts weiß, doch sehr willkommen den Dieben.
Also, wenn nur das Geld kann selig machen und selig
Dich erhalten, so treibe das Werk, wie ein erstes und letztes.

Ist Ansehen und Gunst was glücklich macht, o so kaufen
Wir einen Sklaven uns, der alle Namen uns hersagt,
Und in die Seit' uns stößt, daß auf der Straße die Rechte
Fast zum Fallen wir weit hinüberreichen. „O der gilt
„Bei den Fabiern viel! Der bei den Veliern! Jener
„Gibt, wem er will, die Fascen; und will er jemanden übel,
„Der bekommt den curulischen Stuhl nie." Grüße den einen
Bruder, den andern Vater (nach seinem Alter, versteht sich),
Adoptire höflich und artig, was dir vorbeigeht.

Macht gut speisen beglückt; wohlan, es taget! Hinaus dann!
Wo uns der Gaum hinruft, zum Fischteich oder zur Wildbahn.
Wie Gargilius einst, der früh mit Netzen und Sklaven
Und Jagdspießen, hindurch, durchs dicht gedrängete Volk zog,

Markt und Campus hinüber. Er kam zurück und ein Maulthier
(Eins aus allen) es trug und zeigte dem spottenden Volke
Eine gekaufte Sau. — Mit überfülletem Magen
Gehen ins Bad wir; was sich schicket, oder sich nicht schickt,
Kümmert uns nicht, noch weniger wie der Censor uns anschreibt;
Leben wie des Ulysses aus Ithaka loses Gesindel,
Gegen verbotene Lust, des Vaterlandes vergessend.

Endlich ist, wie Mimnermus meint, nichts süßes im Leben
Ohne die Lieb' und Scherze; wohlan, in Scherzen und Liebe
Lebe glücklich und wohl.
Weißt du was besseres, theil' es
Mit, oder folge mit mir der nämlichen Vorschrift.

Wo lebt sich's glücklich?

Horaz eilfter Brief des ersten Buchs.[1]

Alles was du gesehn, o Bullatius, Chios und Lesbos,
Samos, die artige, selbst die Stadt des Königes Crösus,
Smyrna, Kolophon, sonst was mehr und minder berühmt ist,
Alle sind dir also ein Nichts gegen Rom und die Tiber?
Liegt dir eine von Attalus Städten zu sehen im Sinn noch?
Oder bist du der Reise so satt, daß dir Lebedus recht ist?
Lebedus kennest du doch? Es ist noch wüster und ärmer
Als Fidenä und Gabii. Und doch wollt' ich auch dort wohl
Leben (vergessend der Meinen und bald von ihnen vergessen),
Leben, und vom Ufer des Meergotts Stürme — so anschaun! — —

Aber wer, wenn aus Capua er zu Fuße nach Rom geht,
Und, gebadet in Regen und Koth, einkehrt in die Herberg',
Wollt' in der Herberg' bleiben? Und wer, wenn Bäder und Oefen
Gegen Erkältung ihm wohlthaten, priese sie also,

[1] Adrastea. II. Stück.

Daß nur Oefen und Bad ein glückliches Leben gewähren?
Wenn dich der mächtige Süd auf Meereshöhen umherwarf,
Wirst du sofort dein Schiff verkaufen jenseit des Meeres?

Einem Gesunden ist Rhodos und Mitylene, die holde,
Was uns im Sommer ein Fries, im Winter ein luftiges Landkleid
Im Eismond die Tiber zu schwimmen, im Augst der Kamin ist.
Freund, so lange das Glück mit gütigen Blicken uns ansieht,
Loben zu Rom wir Samos und Chios und Rhodos — von weitem.

Welche Stunde der Gott voll Glücks und Freude dir darbeut,
Nimm sie dankend und schieb ihr Süßes nicht auf ein Jahr hin,
Daß, wo immer du lebst, du gerne gelebt zu haben
Sagen könnest; denn wenn Klugheit nur und Vernunft nur
Sorge verscheuchen, nicht ein Ort, der weit in die See schaut,
O so ändern, die über das Meer hinlaufen, das Klima
Zwar, doch nicht ihr Gemüth.

Wie fleißig sind wir im Nichtsthun!
Suchen zu Schiff und Wagen das Wohlseyn. Hier ist das Wohlseyn,
Hier zu Ulubrä, Freund, wenn's dir im Innern nur recht ist.

Die Geschichte der Satire.

Horaz, vierter Sermon des ersten Buchs.[1]

Eupolis und Cratinus und Aristophanes, andre
Tapfre Dichter noch der alten Komödie, hatten's
So im Gebrauch: war einer der Ahndung würdig, ein Gaudieb,
Ehebrecher, ein Mörder und sonst ein berüchtigter Frevler,
Wer er auch war, sie zeichneten ihn mit dem freiesten Muth aus.

[1] Adrastea. IX. Stück.

Diesen folgte Lucilius. Ganz nach ihnen gebildet,
Aendert' er nur das Maß und die Zahl der Sylben; ein offner
Kopf, ein witziger Geist, nur hart und rauh in der Verskunst.
Denn sein Fehler war, in Einer Stunde der Verse
Oft zweihundert herzudictiren (als wär' es ein Großes!)
Stehend auf Einem Bein. Es floß ihm — aber auch trübe.
Manches wünschte man weg; er schwätzt, er scheuet des Schreibens
Mühe; des guten Schreibens, denn viel zu schreiben ist keine
Kunst. —

Doch siehe Crispin! Zur Wette fordert er mich auf,
„Eins gegen was du willst! Schlag ein! Topp! wenn du das Herz hast.
Nimm die Tafel; ich auch. Zeit, Ort, eine Wache zum Aufsehn
Werde bestimmt; laß sehn, wer von uns am schnellesten schreibe."

Dank den Göttern, die mich so blöde schufen und muth-arm,
Daß ich nur selten und dann sehr wenig spreche. Den Bälgen,
Die, die verschlossene Luft ausblasend, keuchen und keuchen,
Bis das Eisen schmilzt, — wenn dir es also gefället,
Magst, o Crispin, du ihnen es nachthun.

Fannius, selig
Ist er! Es steht sein Bild und die Büchercapsel in hohen
Ehren öffentlich da! und die Ehre kam wie von selbst ihm!
Meine Schriften lieset wohl keiner, und selber dem Volke
Sie zu lesen bin ich zu scheu. — Die Gattung und Art ist
Nicht gefällig; es sind der Hörer viele ja selber,
Selber des Tadels werth. Greif in die Menge, du haschest
Hier einen Geizigen, dort den Ehresüchtigen. Dieser
Ist auf ehliche Frauen entbrannt, auf Knaben ein andrer;
Jenen blendet der Glanz von silbernen, Albius staunet
Ueber Gefäße von Erz. Der tauscht mit Waaren von Ost her
Westliche Waaren und stürzt sich in die Fluthen des Unfalls,

Wie der im Sturm zusammengetriebene Sand. Er befürchtet
Jetzo Verlust, jetzt hofft er Gewinn. — Dergleichen Patrone
Fürchten die Verse und hassen die Dichter. „Nimm dich vor jenem
(Heißt es) in Acht! Er trägt Heu auf den Hörnern! Entkomm ihm!
„Laufe was laufen du kannst. Er schonet selber den Freund nicht,
„Wenn er sich lachend nur ausschütten kann! — Hat er einmal
„Was zu Papier gebracht, das müssen alle nun wissen,
„Wer vom Bäckerofen und Teich kommt, Knaben und alte
„Weiber."

Ist mir's erlaubt, so sprech' ich ein Wörtchen dagegen:

Aber vor allem. Ich rechne mich nicht zu denen, die ich wohl
Dichter nennen möchte; dazu gehöret so etwas
Mehr als Verse machen; auch ist, wer nah' der gemeinen
Sprache schreibet, wie wir, kein Dichter. Geist, ein erhabner
Göttlicher Sinn und ein Mund, der große Dinge verkündet,
Ihn beehre der Dichtername.

Man fragte daher auch
Ob die Komödie wohl ein Gedicht sey? da ihr in Worten,
Wie in Sachen, der mächt'ge, der scharfe lebendige Geist fehlt,
Also daß sie sich nur durch feste Maße der Sylben
Von der gemeinen Red' unterscheidet, und sonst — ein Gespräch ist.

„Aber wüthet nicht auch der ergrimmte Vater im Lustspiel?
Wenn, entbrannt in die Metze, der Sohn die reiche Gemahlin
Ausschlägt und bei Tage mit Fackeln trunken umherläuft.
Welche Schande!"

Doch, lebte der Vater, würde Pompon wohl
Lindere Reden hören? Das macht sie nicht zum Gedichte,
Daß man gemeine Worte zu Versen knüpfte, worin dann,

Aufgelöset den Vers, ein jeder zürnende Vater
Seine Reden findet. Wie ich und Lucilius schreiben,
Nimm den Versen das Maß und die Zeit, versetze die Worte,
Hier das letzte zuerst, und zuletzt das erste, du fändest
Nicht wie zum Beispiel: „Als des Krieges eiserne Pfosten,
Seine Thore wieder erbrach die scheußliche Zwietracht"
Auch im aufgelöseten Vers Gliedmaße des Dichters.

Jetzo genug! Zu anderer Zeit vom Wesen der Dichtkunst.
Hier ist die Frag' allein: ob diese Gattung der Verse
So verdächtig sey wie du meinst. Ein Sulcius läuft dort
Und ein Caprius, heiser sich schreiend; sie laden zum Richtstuhl.
Räubern sind sie furchtbar; wer aber stille für sich lebt,
Rein an Händen, o der verachtet beide. Doch wärst du
Cölus- und Birrhus- gleich ein Räuber; Sulcius bin ich
Nicht, auch Caprius nicht; warum dann fürchtest du mich so?
Weder Bude noch Markt verkaufen meine Gedichte,
Daß sie des Pöbels, daß Tigell-Harmonides Hand sie
Schwitzend berühre. So les' ich auch nichts vor, selber den Freunden,
Als gezwungen; nicht allenthalben; nicht jedem der mithorcht.
Viele, weiß ich, lesen auf offenem Markt; in dem Bade
Selber; es hallt im Gewölbe der Laut so prächtig und hell nach,
Leere Köpfe freuet so was, die nie es bekümmert
Ob sie zur Unzeit dieß, und jenes gar ohne Sinn thun.

„Aber du freuest dich doch am Beleidigen. Uebest mit Fleiß es.
Boshaft."

Wer? wer sagte dir, was so kühn du mir anwirfst?
Einer etwa von denen mit welchen ich lebete? Wahrlich!
Wer den abwesenden Freund ansticht; wer (schilt ihn ein andrer)
Ihn nicht vertheidiget, wer ein ausgelassenes Lachen
Zu erregen, ein Spaßer zu heißen, Ruhmesbegier trägt;

Wer, was er nicht sah, dichten, und was ihm heilig vertraut ward,
Doch verschweigen nicht kann, der ist von schwarzem Gemüthe.
Flieht ihn, Römer!
    Bei Tischgelagen, wenn zwölfe zusammen
Speisen, siehet man oft daß einer im Scherze die andern
Alle bespritzt; er schonet nur den der das Wasser ihm hergab,
Und auch den nur so lang, bis der wahrheitsliebende Bacchus
Ihm die verborgene Brust aufthat. Das dünket dir artig?
Höflich? ein freier Scherz? Dir, dem der Schwarze so widert?
Ich, wenn ich lache, daß ein Rufill, der Alberne! Bisam
Aushaucht und nach dem Bock Gorgonius riecht; ich scheine
Bissig und neidig dir! — Kommt auf des Capitolinus
Dieberei das Gespräch, und du bist zugegen, so wirst du
Sein Vertheidiger, etwa nach deiner höflichen Art so:
„Capitolinus war seit Jugendjahren ein Freund mir,
Tischgenossen waren wir lang; auch that er mir viele
Dienste wenn ich ihn bat; ich freu' mich daß er in Rom lebt,
Unbeschadet; doch wie er dem neulichen Urtel entgangen,
Dieß bewundere ich." — Das nenn' ich schwarz, wie des Blackfisch
Blut, wie Tintenschwärze. Fern sey sie meinen Papieren,
Meinem Herzen voran! Und kann ich über mich etwas
Treu versprechen; sie wird ihm ferne bleiben!
                                        Im Scherze
Spräch' ich etwa zu frei, o so verzeihet, ihr Freunde,
So erlaubet es mir. Mein bester Vater, von Kind auf
Pflegt' er im Beispiel mir zu zeigen was ich zu lassen,
Wie ich zu leben hätte mit dem was er mir erworben,
Sparsam, doch zufrieden. „Du siehst wie des Albius Sohn lebt,
„Siehst wie Barrus darbet! Ein mächtig warnend Exempel,
„Daß man das Väterliche nicht frech verthue." Von Unzucht
Mich zu entfernen, nannt' er abscheuvoll den Sectan mir.

Mir das Buhlen mit Ehefrau'n zuwider zu machen,
Da es erlaubtere Wege zu Stillung seiner Begier gibt,
Sprach er: „Trebonius Ruf ist schlecht; man hat ihn ergriffen.
Gründe werden dir einst von dem was zu thun und zu lassen
Ist, die Weisen sagen; mir gnügt's die Sitte der alten
Welt zu bewahren, und dir, so lang eine Wache dir noth thut,
Leben und guten Ruf zu erhalten. Sobald dir die Jahre
Körper und Geist gestärkt, so schwimm ohne Rinde." Die Lehrart
Wählte mein Vater. Empfahl er mir was, so stellt er ein Muster
Mir vor Augen: „Da sieh auf jenen Erles'nen, was er thut."
Oder verbot er mir was: „Wie? sprach er, schwebet ein Zweifel
Dir noch vor, ob dieß ehrelos sey? So siehe, wie jenen
Böse Gerüchte verfolgen!" — Wie also den lüsternen Kranken
Nachbars Tod erschreckt, daß er sich scheuet und lieber
Dieß und das sich versagt, so scheuchet zarte Gemüther
Fremde Schande von Fehlern hinweg. Auf diese Weise
Bin von verderblichen ich gesund geblieben; von kleinern,
Von verzeihlichen nicht. Die aber werden vielleicht auch
Sich mit der Zeit verlieren; ein offener Freund und die Jahre,
Eigne Vernunft auch, werden sie mindern. Denn wo ich seyn mag,
Auf dem Ruhebett oder im Porticus, bin ich mir niemals
Fremd; ich spreche mit mir: „Dieß ist doch richtiger! Thätest
Das du, du lebtest glücklicher. Angenehmer den Freunden
Machte dich dieß. Das war nicht schön; du handeltest thöricht,
Wenn du so etwas thatest." — Dergleichen handl' ich mit mir ab,
Bei verschlossenen Lippen, und hab' ich Muße, so werf' ich's
Auf das Papier. Das ist der kleinen Fehler nun einer,
Die mir blieben; du mußt ihm nachsehn. Weigerst du deß dich,
O so kommt ein Poetenheer zur Hülfe mit Macht mir,
Und weil wir die Meisten, die Stärksten sind, so bekehren
Wir, wie die Juden, dich mit Gewalt zu unsrer Gemeine.

Rechtshandel über die Satire.

Horaz, erster Sermon des zweiten Buchs. [1]

Horaz, der Dichter; Trebaz, ein gravitätischer Rechtsgelehrter.

Horaz.

In der Satire bin ich, so meinen einige, zu scharf,
Schreitend über die Regel; dagegen andere sagen:
Was ich schreibe, das sey ohne Nerv; man könne dergleichen
Verse machen, tausend an Einem Tage." Was soll ich
Thun, Trebatius? Sprich.

Trebatius.

Dich zur Ruh begeben.

Horaz.

Was heißt das?
Gar keine Verse machen?

Trebatius.

Das heißt's.

Horaz.

Bei allem was wahr ist!
Freilich, das wäre das beste. Und doch . . mir fehlet's an Schlaf oft.

Trebatius.

Wem es an Schlafe gebricht, der schwimme, behörig gesalbet,
Dreimal die Tiber hindurch; dann trink' er am Abend ein gut Glas
Wein; es gibt tüchtigen Schlaf. Oder wenn so heftige Schreiblust
Dich anfället, so wag's! Besinge des unüberwundnen
Cäsars Thaten; es wird sich reich die Mühe dir lohnen.

Horaz.

Gerne möcht' ich's, trefflicher Mann! Doch leider dem Willen
Fehlen Kräfte. Die Kriegsgeschwader, starrend in Speeren,
Mit gebrochenem Spieß hinsinkende Gallier, Parther

[1] Adrastea. II. Stück.

Wie sie vom Rosse stürzen verwundet — Schilderungen der Art
Sind nicht jedermanns Werk.

Trebatius.

Den gerechten doch und den tapfern
Cäsar könntest du, wie der weise Lucilius vormals
Den Scipiaden —

Horaz.

An mir soll's nimmer fehlen, wenn einst sich
Die Gelegenheit beut; denn nur zu gelegener Zeit darf
Flaccus Wort ein offenes Ohr sich hoffen bei Cäsar;
Uebelgestreichelt schlägt das ringsgesicherte Roß aus.

Trebatius.

Besser gethan wär' dieß als mit unglücklichen Versen
Einen Narren Pantolabus, Nomentan einen Schwelger
So beleidigen, daß sich jeder fürchtet; und ob du
Gleich ihn jetzo nicht triffst, dich hasset. —

Horaz.

Aber was soll ich
Thun? Milonius tanzt, sobald im Kopf es ihm warm wird,
Daß ihm die Lichter doppelt erscheinen. Castor und Pollux,
Beide aus Einem Ei, — den freuten Rosse, den andern
Freute der Faustkampf. Köpf' und Liebhabereien sind viele.
Mich freut's Verse zu drehn, wie sie einst Lucilius machte,
Er, von uns beiden der bessere, er — wie seinem getreusten
Freunde, vertrauet' er sich — einem Buch. Auch wich er von
ihm nicht,
Ging es ihm wohl oder übel. Daher dann, wie eine heil'ge
Weihetafel, des Alten Buch sein Leben uns darstellt.
Wer ich auch sey, Appulier oder Lukaner, ich folg' ihm,
Ich der Venusier. (Denn Venusium zwischen den beiden
War eine Pflanzstadt Roms, wie alte Sagen erzählen,

Fernzuhalten den Feind von den Pässen, als der Samnite
Weiter gedrängt war, oder Appulier oder Lukaner
Wilde Kriege begannen.) Von meiner schreibenden Waffe
Leide keine lebendige Seele; nur schütze der Degen
Mich! (obwohl in der Scheide; warum sollt' ich es, zu ziehn ihn,
Wagen? solang ich rings frei bin von feindlichen Mördern.)
Jupiter, Vater und König! Der Rost zernage das Schwert mir
In der Scheide! — — Nur trete mir auch — — ich liebe den
Frieden — —
Niemand zu nah. Sonst — Bleibe vom Leibe mir, ruf' ich noch
einmal! —
Soll's ihm übel gedeihn, wenn die ganze Stadt seinen Ruhm singt.

Cervius, ist er im Zorn, droht mit Gesetz und der Urne,
Mit Albutius-Gift Canidia, wem sie nicht hold ist,
Turius mit dem Urtel, wenn je vor ihm der Proceß hängt.
Also (räume mir's ein!) ein jeder mit seinem Gewehre
Schreckt die Feinde zurück; so will die mächt'ge Natur es.
Mit dem Zahne der Wolf, der Stier mit dem Horne; sie gehen
Los auf den Feind; ein innerer Trieb wies ihnen dieß Recht an.

Scäva, des Schlemmers, Mutter; sie würde (glaub es dem
Sohne)
Ewig leben, wenn nicht . . . An die Mutter wird er die fromme
Hand nicht legen (sowie sich der Wolf mit dem Hufe, der Stier nicht
Mit dem Zahne verwahrt), ein wenig süße Cicuta
Nimmt die Alte von hinnen.

Jedoch dem Schwatzen ein Ende!
Wie es mir geh', erwarte mich einst ein friedliches Alter
Oder umschwebe der Tod mich mit schwarzen Flügeln; ich sterbe
Reich oder arm; zu Rom oder, will's die Parze, verbannet —
Wie mein Leben sich weiter färb'; ich schreibe.

Trebatius.

So fürcht' ich,
Knabe, du treibst es nicht lang; ein Freund der Mächtigen wird dich
Tödten mit Kälte.

Horaz.

Wie? Als einst Lucilius wagte,
Er in dieser Manier der erste, als er es wagte,
Abzuziehen den Balg, in dem so mancher umherging
Niedlich vor aller Augen, von innen häßlich; erzürnte
Dieß den Lälius? Fand der afrikanische Held sich
Durch Lucilius Witz beleidiget? Schmerzet es sie dann,
Wenn's den Metellus traf, und den Lupus gängige Verse
Ueberdeckten? Er griff die Ersten im Volk und das Volk selbst
Zunftweis' an, der Tugend allein und den Freunden der Tugend
Wohlgewogen.

Vielmehr, wenn sich von Pöbel und Schauplatz
Des Scipiaden Muth, des Lälius lindere Weisheit
Ins Verborgene zog, so pflegten beide mit ihm dann,
Abgeleget den Purpur, zu schwatzen, munter zu scherzen,
Bis das Gemüs' am Feuer gekocht war.

Steh' ich gleich hinter
Jenem Lucilius weit an Witz und Stande; mit Großen
Auch gelebt zu haben, das muß unwillig der Neid mir
Selbst gestehen, und beißt er mich an als brüchig, es soll sein
Zahn gesund mich fühlen und fest. —

Bist etwa, gelehrter,
Weiser Trebatius, du von andrer Meinung?

Trebatius.

Ich finde
Nichts dagegen, nur sey verwarnt und halt' auf der Hut dich,
Daß du aus Unkund' heil'ger Gesetze dir Händel nicht zuziehst.

Also spricht das Gesetz: „wenn jemand böse Gedichte
Macht auf jemand, der stehet dem Recht!"

Horaz.

Ah, böse Gedichte![1]
Aber wer gute macht, die auch der richtende Cäsar
Lobt, wer unsträflich selbst den Schandewürdigen züchtigt —

Trebatius.

Lachend fallen die Vota dann auseinander. Und du gehst
Ungefährdet nach Hause —

Die Land- und Stadtmaus.

Eingeleitet und erzählt von Horaz.

Sechster Sermon des zweiten Buchs.[2]

Mein Wunsch gnügete sich ein kleines Feld zu besitzen,
Wo ein Garten und nah am ländlichen Haus' eine Quelle
Und daneben ein Wäldchen wäre. Die Götter gewährten
Mir ein Mehreres, Besseres; wohl! Ich wünsche nun nichts mehr,
Maja's Sohn![3] als daß du mir eignest diese Geschenke.
Haben meinen Besitz nie böse Künste vergrößert,
Werd' ich in Fehlern und Schuld ihn nie mit Wissen verkleinern,
Bin ich nicht so ein Thor zu wünschen: „gehörete jene
„Nächste Ecke doch mir, die jetzt mein Gütchen entstellet!
„Zeigte das Glück mir doch einen Geldtopf, etwa wie jenem,

[1] Horaz hilft sich mit einem Spaß aus. Mala carmina heißen im Gesetz ehrenrührige oder schädliche Gedichte, Pasquille, Incantationen; er nimmt's für schlechte Verse, und so werden auch bei ihm die votirenden Täfelchen lachend durcheinander geworfen; ein Scherz macht dem Ernst ein Ende. Wer eine anglisirte, d. i. grobüberladne Nachäffung dieses geistigen Sermons lesen will, suche ihn bei Pope.

[2] Adrastea III. Stück.

[3] Merkur

„Der einen Acker pflügt' um Taglohn, drin einen Schatz fand
„Und den Acker erstand, und war aus Herkules Güte
„Jetzt ein Reicher." Wenn, was ich hab', ich zufrieden genieße,
O so fleh' ich dich an, o Merkur, laß Rinder und alles
Feist gedeihen dem Gutsherrn; nur, ich bitte dich, Eins nicht —
Seinen Witz; und bleibe fortan mein mächtiger Schutzgott.

Also, sobald ich aus Rom in die Berge mich und das Bergschloß
Ziehe (wovon begönnen die ländlich-schlendernde Muse
Und die Satire sonst?), entronnen bin ich auf einmal
Wie dem beschwerlichen Ehregesuch, so dem bleiernen Südwind,
Und dem drückenden Herbst, der der Leichengöttin Gewinn gibt.
Vater der Tagesfrühe! wie oder hörest du Janus
Lieber dich nennen? von dem des Lebens Müh und Arbeit
(Also wollen's die Götter) beginnt; beginne mein Lied du!

In Rom zerrest du mich mit des Morgens Frühe zur Bürgschaft:
„Auf! damit kein anderer dir vorkomm' in der Freundspflicht."
Schneide der Nordwind scharf; es enge der Winter den Tag ein
In den engesten Kreis; mitwandern muß ich; es hilft nichts!
Hab' ich dann, mir zum Schaden vielleicht, die Sache der Bürgschaft
Deutlich und sicher beendet, so muß ich durch das Gedräng' mich
Rückwärts kämpfen, dem Trägen Gewalt anthun, der mich anfährt:
„Nun, du Toller, was hast, was willst du dann? du wirst doch nicht
Alles was dir im Weg ist, überlaufen, sobald du,
Deinen Mäcen im Kopfe, zu ihm läufst?" — Süße Erinnrung!
Angenehmer Gang! ich gesteh' es. — Aber den schwarzen
Esquilin erstiegen, sogleich umhüpfen den Kopf mir
Und die Seiten umher ein hundert fremde Geschäfte;
„Roscius läßt dich bitten, ihm morgen in dem Gerichtshof
Früh vor achte zu stehn." „Um vorgefallener neuer
Hoher Geschäfte wegen erwartet heut die Kanzlei dich,

Unvergessen!" — „Den Aufsatz hier zu autorisiren
Von Mäcen, besorge doch ja!" „Ich will es versuchen!"
„Ach, du kannst, wenn du willst!" Und dringet weiter auf mich an.

Sieben Jahre, dem achten nah, fast sind sie vorüber,
Seit Mäcen mich unter die Seinen zu zählen für werth hielt;
Zum Beispiel: wenn er mich in den Wagen zu nehmen
Und auf der Reis' etwa dergleichen kleine Gespräche
Mir zu vertrauen genehm hält: „Was ist die Uhr?" Oder etwa
„Sollte der Thracer Gallina bestehn dem syrischen Fechter?"
Oder: „Ein kalter Morgen! Er beißt den, der sich nicht vorsah."
Und was sonst in ein Ohr voll Spalten sicher gesenkt wird.

Alle die Zeiten hindurch ward ich zu Stunden und Tagen
Immer verdächtiger: „Der! Er war mit Mäcen im Theater,
Spielte mit ihm im Campus. Ein Glückssohn!" Dieß ist die Stimme
Aller; es weht von den Rostren hinaus ein erkältend Gerücht her,
Hin durch Straßen und Gassen. Wer mir begegnete, fragt mich:
„Freund!" du mußt es wissen, den Göttern nahe zu leben
Ist dein glückliches Loos. Wie steht's mit den Daciern? Hörtest
Du was?" Nichts! So stellst du dich immer!"
Es strafen mich alle
Götter! Nichts! „Und auch nichts, ob in Sicilien oder
Auf italischer Flur den Veteranen ihr Dienstlohn
Angewiesen?" — Und schwör' ich: „ich wisse nichts;" sie bewundern
Mich den seltenen Menschen, der hören kann und — verschweigen.

Solchergestalt verlier' ich Armer Tag' und das Leben
Nicht ohne Sehnsucht: „Land! wann' seh' ich dich wieder? wann wird mir
Jetzt im Lesen der Alten, und jetzt im Schlaf und im Nichtsthun
Süß zu vergessen gegönnt die nichtige Mühe des Lebens?
Wann wird wieder Pythagoras Bohne, wann werden in fettem
Speck gesotten die Landgemüs' auf dem Tische mir vorstehn?

O ihr Nächt' und Mahle der Götter! wann ich und die Meinen
Vor meinem eigenen Hausgott speisen, dem muntern Gesinde
Ich vorkoste; sie essen vergnügt. Wie jedem die Lust kommt,
Leeret der Tischgenoß ungleiche Becher, von allen
Tollen Gesetzen frei. Der nehme große, der andre
Kleinere Trinkpokale; nur werd' er fröhlicher. Sodann
Wird ein Gespräch, zwar nicht von fremden Villen und Höfen,
Noch: ob Lepos schlecht oder gar nicht tanze? Die Rede
Gilt, was uns betrifft, was nicht zu wissen Verderb ist,
Ob durch Reichthum etwa der Mensch, oder etwa in Tugend
Glücklich werde? Was uns zur Freundschaft ziehe? der Nutzen
Oder Rechtschaffenheit? was Gut und das edelste Gut sey?
Nachbar Cervius plaudert indeß, wie die Red' es darbeut,
Fabelchen. Lobt jemand zum Exempel Arellius schnöden
Reichthum (er wußt's nicht besser), so fängt dann Cervius gleich an:
„Ein Feldmäuschen empfing als Gast einmal eine Stadtmaus,
Ihre alte Freundin, im armen kleinen Gemache.
Sparend sonst, dem Erworbenen wachsam, weitete jetzt sie
Ihrem Gaste die enge Brust. Was erzähl' ich lange?
Nichts verschonte sie; nicht aufbewahrete Kichern,
Länglichen Hafer nicht; sie trug mit eigenem Munde
Dürre Wurzeln und halbbenagete Stückchen Speck her,
Wünschend den Ueberdruß der Freundin, die, wie mit stolzem
Zahne, die Speisen einzeln berührete, durch die Verändrung
Ihres Mahls zu bezwingen; indeß auf heuriges Stroh sie
Hingestreckt sich mit Spelz und Trespe begnügete, lassend
Jede bessere Speise dem Gast, der am Ende dann so sprach:
„Freundin, gefället dir ein so hartes Leben am steilen
Waldesrücken? Geliebt es dir nicht, der wilden Behausung
Vorzuziehen die Stadt und Menschen? Traue dich mir an,
Auf! und mache den Weg mit mir. Ein Erdegeschöpf ist

Sterblich; groß oder klein, nicht Eins entkommet dem Tode,
Drum, meine Gute! so leb, als lange zu leben vergönnt ist,
Du dem Vergnügen, gedenk des Daseyns Kürze."

Der Anspruch
Regte die Landbewohnerin, leicht entsprang sie dem Hause.
Beide machen den Weg und hoffen sehnend, zu Nacht sich
Unter der Mauer der Stadt hineinzuschleichen.

Es war schon
Mitte der Nacht, als beide den Fuß in die stattliche Wohnung
Setzten, wo Purpurdecken auf elfenbeinernen Lagern
Glänzten, vom großen Mahl noch übrig viele Gerichte,
Die, in Körbe gethürmt, dastanden vom gestrigen Abend.

Als der ländliche Gast auf Purpur Stelle genommen,
Lief, wie ein aufgeschürzeter Wirth, der rüstige Gastfreund
Hin und her. Das erneuete Mahl beginnet, er selbst thut
Aufwartdienste dem Fremden, bekostend was er nur aufträgt.
Dieser, erfreuend sich des neuen Glückes und Wohlseyns,
Macht den fröhlichen Gast; als plötzlich jetzt ein Gerassel
Aller Thüren sie beide vom Lager wirft. Sie ergreifen
Schnell die Flucht durchs weite Gemach und zittern entseelt gar,
Als der hohe Palast vom Gebell molossischer Hunde
Laut ertönet. Die Landmaus spricht: Ein Leben wie dieß ist,
Mag ich nicht; lebe wohl! Wie wird mein sicheres Waldhaus,
Von Nachstellungen frei, bei der kleinen Erbse mir wohlthun!"

Briefe über das Lesen des Horaz, an einen jungen Freund.

Erster Brief.

Du nimmst mich beim Wort, junger Mann, da ich wünschte daß, wie ein bekannter Schriftsteller über die glückliche Kühnheit des Horaz nicht unglücklich geschrieben,[1] ein anderer seinen Hauptcharakter, den Quintilian mit den Worten „voll Anmuth und Grazie" treffend bezeichnet,[2] auseinandersetzen möchte. Denn mit dem „zuweilen erhebt er sich, mit einer in Figuren und Worten glücklichen Kühnheit"[3] sagst du mit Recht, sey es nicht ausgerichtet. Anmuth und Grazie selbst verboten es dem Horaz, sich zu oft, zu kühn zu erheben, wie mehrere Oden an August, an Mäcenas und die bekannte Pindarum quisquis es wiederholt sagen. Nicht zum stürmischen Auffluge reizte ihn sein Genius; Anmuth und Grazie waren seine Muse.

Von diesen zu schreiben aber, weißt du selbst, wie schwer es ist! Man fühlt, man genießt die Anmuth; die Grazie spricht zu uns in Formen und Zügen, in Bewegungen, Worten, Gebärden, seelenvoll, herrlich; wer mag, wer will aber den Tanz dieser Bewegungen festhalten, das Spiel dieser Züge zerschneiden? Wer mag den Geist sichtbar machen, der, in die anmuthreiche Gestalt gegossen,

[1] Klotzii libellus de felici audacia Horatii. S. Klotzii opuscula varii argumenti, p. 114.

[2] Plenus est jucunditatis et gratiae. Instit. Orator. X. 1.

[3] Nam et insurgit aliquando, variis figuris et verbis felicissime audax. Ibid.

in Wort und Gebärde, unmittelbar gleichsam, uns zuspricht? Studire, liebe den Dichter, Jüngling, so wird sich dieser freundliche Geist dir offenbaren.

Da von einem lyrischen Dichter die Rede ist, dessen Muse in rhythmischem Tanz schwebet, so begreifst du leicht daß Horaz Sylbenmaße du dir zuerst eigen machen mußt, um an der Bewegung in ihnen Freude zu schöpfen. Die schwersten, die verworrenen der Griechen ließ er ihnen; weder dem Pindar, noch den Chören buhlte er in Ansehung solcher nach. Die leichtern aber, die seiner schwergebietenden Sprache angemessen waren — mit welchem Verstande hat er sie jedem seiner Gegenstände gewählet! mit welcher Zartheit in jeder Fuge, jeder Cadenz und Cäsur sie behandelt! Alcäus und Sappho sangen ihm vor; nach den kleinen Resten, die wir von ihnen haben, ward aber auch ihr Gesang auf Horazens Leier künstlich gebundener, zierlicher, fester. Wer wünschte nicht die schönsten Strophen dieser Gesänge in ihren lieblichen Cadenzen, im schönen Reigentanz ihrer Bilder, jetzt bei der Guitarre und Laute, jetzt bei einem volleren Saitenspiel zu hören? Auch wundert es mich wirklich daß Horaz von unsern Musikmeistern, die doch an guten Texten oft Mangel leiden, so wenig componirt ist. Die leidenschaftlichen sowohl als die moralischen Oden Cum tu, Lydia, Telephi [1] — O matre pulcra filia pulcrior [2] — Nullam, Vare, sacra [3] — Mater saeva Cupidinum [4] — Dianam tenerae [5] — Integer vitae [6] — deren letzte Worte: dulce ridentem Lalagen amabo, dulce loquentem ein bekannter Canon worden; Quis desiderio, eine so oft nachgeahmte nie übertroffene Ode, [7] Musis amicus [8] — Quid dedicatum [9] —

[1] L. I, Od. 13.
[2] I, 16.
[3] I, 18.
[4] I, 19.
[5] I, 21.
[6] I, 22.
[7] I, 24.
[8] I, 26.
[9] I, 31.

Poscimur. Si quid [1] — Nunc est bibendum. [2] — Wenn sie, gehörig vertheilt, nicht strophenweise, sondern durchcomponirt würden, in welche schöne Zeiten des Alterthums versetzte uns dieser Gesang! In den drei folgenden Büchern sind der musikalischen Texte vielleicht noch mehr. Das Aequam memento, [3] Septimi, Gades, [4] Rectius vives, [5] Quid bellicosus, [6] Eheu fugaces, [7] Otium divos, [8] Cur me querelis, [9] Bacchum in remotis. [10] Und damit ich aus den folgenden Büchern nur Ein Beispiel anführe, wer wird nicht das unübertroffene Donec gratus eram tibi, Tecum vivere amem, tecum obeam libens [11] in einem Duett zu hören wünschen? Ehe du also ganz in diese Sylbenmaße eingeweihet bist, daß deine Seele auf den Flügeln des Choriambs zu schweben, mit Alcäus vorzutreten weiß, und du, jeder andern Melodie der Worte und Bilder gleichsam einverleibt, dich in ihr frei bewegest, siehest du nur zerstückte Gliedmaßen des Dichters, nicht aber den rhythmischen Tanz seiner Muse. In ihm ist jede Wendung, jedes leichte Inhalten, Auf- und Niederschweben, jeder stärkere und leisere Tritt Grazie und Anmuth.

Glücklich sind wir in unserer Sprache daß wir dieß ätherische Concert nicht nur vernehmen, sondern auch nachbilden können; in andern Sprachen, der italienischen und spanischen selbst, der französischen, englischen u. s., höret man an einer übersetzten Ode Horaz entweder einen aufgelösten vernünftigen Discurs, oder falsche, fremde widrige Töne. Auch wir hörten sie in der unsern, bis — Klopstock und Ramler kamen; beide ließen uns Horaz in seinen Sylbenmaßen hören, aber auf eine sehr verschiedne Weise. Ramler, mit Klopstock verglichen, großentheils hart; sein Wortbau wird

[1] I, 32.
[2] I, 37.
[3] II, 3.
[4] II, 6.
[5] II, 10.
[6] II, 11.
[7] II, 14.
[8] II, 16.
[9] II, 17.
[10] II, 19.
[11] III, 9.

schwerfällig, indem er bisweilen die vollgewichtigsten Worte kurz brauchet. Dagegen Klopstock; seit er [1] in seinem leichten Schwunge

Wen des Genius Blick, als er geboren ward,
Mit einweihendem Lächeln sah —
Wie Sna im Fluge, jugendlich ungestüm —
Einem fröhlichen Lenz ward ich und flog umher —
Der die Schickungen lenkt —
Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht —
Welchen König der Gott über die Könige — u. f.

wie ein Genius über uns schwebte, und in seinem Hauch, in seiner leisen Berührung die Sprache ganz etwas anders ward als sie vorher gewesen war; da ward den Verständigen auch Horaz aufgeschlossen. Indem unsre Sprache, die unserm Ohr und Herzen immer doch die nächste, die belebendste bleibt, einen feinern Horaz in den Sylbenmaßen und der Manier des Römers besaß, ward uns auch der geistige Zutritt zu diesem leichter. Zu Klopstock also, junger Mann! Er singe dir den Horaz vor und ein; Ramler kann dabei unvergessen bleiben. Manche andere rasselnde Cyklopen-Uebersetzung, ohne alle Ehrerbietung gegen Horaz auf dem Amboß geschmiedet, wird dir, gegen das Urbild gehalten, unleidlich tönen.

Zweiter Brief.

Melodien und Sylbenmaße aber machen noch nicht den lyrischen Dichter, seine Anmuth und Grazie muß uns anmuthige Bilder vorführen, die uns zu huldreichen Gesinnungen beleben. Zu solchem Zweck wählt jede Ode sich eine Situation und stellet sie dar; sie wird ein Gemälde. Da dieß Gemälde aber aus den Saiten der Lyra hervorgeht, die eine Muse belebet, so ist es nothwendig ein sich bewegendes, beseeltes Gemälde, ein Ganzes

[1] Seit 1747.

mit Anfang, Mittel und Ende. Sey die Situation, die es schildert, eine innere oder äußere; ohne diesen Fortgang der Idee, ohne diesen Flug der Muse, die sich zu verirren scheint und doch nie verwirret, ist die Ode ein Stativ, oder was sie sonst seyn mag, nur kein Gesang, keine Ode. Höchst albern sind die Aussprüche der neuern Poesieschöpfer, wenn sie dem Römer den Namen eines Dichters entweder ganz absprechen oder ihn deßwegen tief herabsetzen weil sich aus ihm nicht wie aus Homer malen lasse, oder er nicht wie Homer plastisch male. Thäte er's, wäre er ein schlechter lyrischer Dichter. Das Beiwesen, das man Horaz aus Kunstbüchern zuführte, die Erklärungen die man ihm aus Gemälden, Münzen und Statuen gab, die Streitigkeiten die man über die grausame Nothwendigkeit,

Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena; nec severus
Uncus abest, liquidumque plumbum,

als über ein unschönes Gemälde führte, zeigen den Ungeschmack, oder linder zu sagen, den unlyrischen Geschmack derer die sie führten. Malet mir doch ein Lied, eine Strophe des Liedes, den Geistertanz, die schwingende Bewegung der Töne.

In jeder Horazischen Ode also suche dir, mein Freund, die geistige Situation auf, die der Dichter darstellen und beleben wollte; suche in ihr seinen Standpunkt, seine Laufbahn, sein Ziel; dann siehe wie er seinen Lauf nahm, wie schwer oder leicht er ihn vollendet. Bei Horaz wirst du eine Menge Annehmlichkeiten finden, die sich oft an ein Wort, an eine Wortsetzung oder Wendung anschließen und gleichsam in sie verbergen; hätte der Dichter sie ausgemalt, so wäre der feine Zug zur Grimasse worden und jede Grazie verpinselt. Vielleicht hat kein Dichter mehr wie er durch seine Ausleger und Commentatoren gelitten, gewiß nicht allein durch Baxter. Indem sie ihm nachspürten woher er seine Ideen wohl genommen,

worauf er gezielt haben möchte, und ihn dabei bald in die Politik, bald in Gelehrsamkeit begruben, war Anlage, Haltung, Colorit zerstört; verzerrt war die Grazie zu einer widrigen Maske. Flieh, Jüngling, diese Schönheitsmäkler, die **arbitros elegantiarum**: mit eigenem freiem Blick und Sinn halte jede Situation mit ihrer Darstellung zusammen als ob sie die einzige in der Welt wäre. Ein Cabinet der erlesensten Geistesgemälde, kleiner und großer, wirst du in diesem Dichter erbeuten. Auch wo er von andern eine Anlage nahm, bildete und ordnete er sie nach seiner Weise; du bilde und ordne sie dir. So z. B. seine Situationen der Liebe. Höchst lächerlich wäre es, wenn man, sie zusammennähend, einen Roman aus ihnen, **les amours d'Horace** dichtete, wie man es mit Catull, Petrarch und wahrscheinlich auch mit ihm wirklich gethan hat. Bei einem lyrischen Sänger (**fidicen Romanae lyrae**), was kümmern uns seine Privat-Liebeshändel? oder wer diese Lydia, jene Pyrrha, Leukonoe, Neobule u. s. gewesen? Namen sind sie die in sein Sylbenmaß, Charaktere die in seine jetzt gewählte Situation paßten; vielleicht Griechinnen, die er nie gesehen hatte, geistig aber sah und darstellt. Geh, junger Freund, zu solchem Zweck, nicht mit der gewöhnlichen Tändelei-Neugier diese Situationen durch, und du wirst in ihnen eine Mannichfaltigkeit, offenbar mit Wahl und Absicht, sowohl in Ansehung des Ganzen als in Zügen, Wendungen u. s. erblicken, als ob du eine fortgehende Gallerie durchschautest. Dieß Gemälde reizt, ein anderes warnt; dort siehest du gar den Abscheu der Liebe, in Auftritten oder in Folgen. Kaum hat ein anderer Dichter dergleichen stärkere gezeichnet als Horaz, nur aber mit wenigen Zügen lyrisch. Dort siehe die reizende Pyrrha und ihren leichtgläubigen Buhler; er kennet ach das wüthende Meer nicht, dem er sich anvertrauet, das ihm jetzt so schön, so ruhig glänzet.[1] Hier höre die Sprache des Dichters

[1] I, 5.

an eine Lydia, die ihren Sybaris jeder männlichen Tugend entzieht, die ihn liebend hinrichtet.[1] Dort eine andere, die in Telephus wachszarte Arme entbrannt barbarische Küsse leidet.[2] Weiterhin eine schöne Beleidigte, dann eine Mißhandelte,[3] und an wem rächet sich der Dichter mehr als an stolzer oder lüsterner Buhlerinnen häßlichem Alter? Seine Muse erlaubt sich hier, zur Warnung für andere, den freiesten Spiegel. Eben so unhold ist sie den Ehebrechern und Ehebrecherinnen; überhaupt darf man sagen daß sie nie zur Lüsternheit reize. Stellt man die Oden dieser Art in ihren mancherlei Situationen neben einander, so wird man einerseits eine römische Lebensweise, die wir uns gewiß nicht zurückwünschen, andererseits eine ernstmoralische Grazie des Dichters gewahr, sich bemühend auch diesen Scenen wenigstens ehrbaren Anstand zu geben. Bei Jünglingen und Männern verfolgt er den Dienst der cyprischen Göttin ebenfalls bis zu ihrer Entlassung aus demselben in sehr wohlgewählten Momenten, so daß es nur eines verständigen Winks bedarf, um den Leser dahin zu stellen wohin ihn der Dichter haben wollte. Dahin aber gelangt er nicht, wenn man mit einem geheimen Kitzel antiquarisch an jeder Farbe des Gemäldes haftet, vergessend den Zweck des Ganzen. Der gute Vater des Horaz machte es anders. Um seinem Sohn dieß oder jenes Schändliche oder Schädliche unleidlich zu machen, sprach er: „siehe auf jenen! auf diesen!" So stellet Horaz seine Gemälde in allerlei Formen der Leidenschaft hin und überläßt jedem sich selbst zu sagen: „Merke! Dahin geht's! Hüte dich bei Zeiten!" Nochmals gesagt: glücklich daß wir aus diesen Scenen sogenannt antik-römischer Liebe hinaus sind, und dieselben wenigstens zu unsrer lyrischen Form nicht bedürfen. In Klopstock, Götz u. f. gibt's andere Scenen der Liebe; und in Horaz selbst, die er billigt oder preiset, sind sittlich.

[1] I, 8. [2] I, 13. [3] I, 16

Sage man was man wolle, es ist kein Rücktritt im Gange der Bildung des Menschengeschlechts, daß sie die Jungfrau über die Buhlerin, die Liebe über wilde Thierheit erhoben; Jungfrauen sind unsere Musen — Dirnen werden als Dirnen geachtet.

Ich habe diese Classe der Oden zum Beispiel gewählt, weil ich an ihnen den meisten Mißbrauch bemerkte; jede andere spricht für sich selbst. Wer ein Gemälde ansiehet, ohne zu fragen: „was stellet's vor? woher ging der Künstler aus? wohin wollt' er? wie ordnete und band er Gestalten, Lichter, Farben? Welches ist der Sinn, der Eindruck des Ganzen?" der betrachtet es unverständig; so auch wer die lyrischen Gemälde verstandlos ansieht, dagegen ästhetisch an den Spänen ihres Holzes schnitzelt und kauet. **Odi profanum vulgus et arceo**; hasse auch du es, Jüngling.

Dritter Brief.

Der angenehmste Gesellschafter ist ein naiver schlichter Mann, ohne hohe Ansprüche einer drückenden Größe, der das Leben liebt und dessen Gebrauch kennet, übrigens gefällig, jeder Hora bequem, und dabei golden von Gemüth, fest wie ein Anker. Um einen solchen vertauschen wir gern das größeste Genie, den lustigen Witzling, den tiefsten Denker. — Ein solcher ist Horaz; er lehrt und übt die wahre Philosophie, den Genuß und Gebrauch des Lebens auf die lieblichste Weise; er singet sie uns ein. Daher daß er zu allen Zeiten so viele und so treue Liebhaber fand, die sich an ihm erheiterten, stärkten, erquickten. Wo man aufschlägt, findet man Winke dahin; wenn man ihm in sein fröhliches Gesicht sieht, erinnert man sich wozu man lebe. Und darf man mit Hagedorn sagen:

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land —

gönnte uns gar das Schicksal, Horazens seliges Loos, fast unabhängig, frei von quälenden Sorgen und nutzlosen Geschäften, sich selbst und den Seinen, seinen Freunden und den Guten jedes Zeitalters zu leben; freudig nennen wir alsdann seine Grazie unsere Schwester.

Daher aber auch gegentheils daß Menschen von wildem Gemüth, von stürmischen Leidenschaften, an Horaz wenig finden; er ist ihnen zu gemein und alltäglich. Menschen ohne Gemüth, in barbarische Hofetikette gehört er gar nicht; er macht die Seele frei von jedem Vorurtheil, von jeder Bürde und Aefferei des Lebens. Und zwar thut er dieß nicht ernst und steif, wie Chrysipp und Crantor; sondern als ob ers nicht thäte, mit geschickten Wendungen, lyrisch.

Wer doch unsern abcirkelnden Pedanten gesagt haben mag „daß die Ode in einem Rausch, in einer Trunkenheit bestehe, da man zwar weiß woher man kommt, aber nicht wohin man will und wie man dahin kommt?“ Wer ihnen gesagt haben mag „daß diese Tollheit nüchtern erpreßt, mäandrisch affectirt werden müsse; so fordre es die Ode.“ Einen Unsinn kann keine Dichtungsart fordern; auch die Wendung der Ode also, ihr Tanz, ihr mäandrischer Gang müssen Zweck und ihren Grund in der menschlichen Seele haben; den haben sie wirklich. Directe, gar aufgedrungene Lehre belehrt wenig; sie ermüdet und beleidigt sogar. Dagegen ein unerwarteter, aber vorbereiteter Wink, gleichsam eine stumme Lehre, eine Mine der Lebensgrazie, sie trifft das Herz, sie erweckt und belebet. Daher daß man fast in jedem sittlichen Vortrage nicht die kürzeste Bahn, sondern, angenehmer zum Ziel zu kommen, einen sanften Umweg wählte. Von der Parabel, vom Epigramm an ist dieß der Fall; wie denn nicht bei dem verschlungensten Herzensgedichte, der Ode der Leidenschaft und ihrem kleinern Abbilde, einem Blumenstrauß der lyrischen Phantasie und Empfindung? Sey es zu einer belehrenden Grabstätte oder zu einer heitern Höhe; auf Umwegen führt uns die Grazie zum Ziel. Unvermuthet finden wir

uns da, und freuen uns oder weinen. Wie mancher der sein Leben vergeudete oder verlor, lieset den Horaz nur traurig!

Du, Jüngling, darfst ihn noch fröhlich lesen, denn dein Leben ist vor dir; fröhlich über jede Lebensführung und Situation des Lebens, die er schildert. Wenn bei wiederkommendem Lenz er zum neuen Genuß des Lebens, als ob dieser Lenz der erste und letzte wäre, zum Tanz, zur Freude ermuntert, [1] wenn er seinen Freund Plancus mit dem Beispiel Teucers aus der Trauer, [2] den Thaliarch, den Lamia aus Sorgen für die Zukunft weckt, [3] die Neobule aus Wahrsagungen, [4] die Tyndaris auf sein Landgut ruft, [5] dem Varus Wein zu pflanzen empfiehlt, [6] oder seinen Mäcen und andere Freunde, jetzt Venus und die Grazien, zu sich einladet. [7] Die mannichfaltigsten Formen wählte Horaz zu diesen Lehren der Weisheit, wenn z. B. er jetzt das unschuldige und durch sich selbst sichere Gemüth wie einen heitern, ruhigen See schildert, [8] jetzt mit dem Knaben, jetzt mit seiner Leier spricht, [9] jetzt wünschend vor den Apollo tritt, [10] jetzt in ernsterem Ton des Lebens Gebrauch lehret. [11] Oft erinnert er hiebei an die Kürze des Lebens, an die elende Nichtigkeit, Baufälligkeit und Zerbrechlichkeit aller menschlichen Hoffnungen und Wünsche, [12] an das kommende Alter; [13] den Todtenschädel des weisen Archytas sogar läßt er sprechen, und hieran erinnern. [14] Kaum gibt es eine angenehme Weise die der Dichter zu diesem Zweck nicht versucht hätte; und oft ist's Ein Wort, Ein vorübergehendes Bild das uns den ganzen Zweck und Umfang unsers Daseyns anmuthig in Erinnerung bringt; nicht der scheidende Winter, der kommende Lenz allein, auch die letzte Rose des Jahrs, auch die zu bald verblühende Rose. [15] Da dieser Charakter in Horaz so

[1] I, 4.
[2] I, 7.
[3] I, 9, 26.
[4] I, 11.
[5] I, 17.
[6] I, 18.
[7] I, 20. 29.
[8] I, 22.
[9] I, 32, 38.
[10] I, 31.
[11] II, 3, 10.
[12] II, 14. 16 u. f.
[13] I, 11.
[14] I, 28.
[15] I, 38. II, 3.

wiederholt, laut und leise das Herz anspricht, so ist er keinem seiner vielen lateinischen Nachahmer und Nacheiferer unbemerkt geblieben; vorzüglich aber unsere Sprache kann sich mehrerer Dichter freuen die ihn im reinsten Licht aufgefaßt haben: Hagedorn, Uz, Götz, Kleist, Gleim u. a. Laß dir diese Sänger der Lebensphilosophie, die man jetzt Versificatoren nennt, nicht verleiden, guter Jüngling; sie enthalten mehr als den neuern Klingklang in Schellen und Reimen. In ihrer alten Schale ist süßer Kern, Anmuth des Lebens, ernst-frohe Lehre.

Jetzo weißt du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazie lacht das Leben dir;
Auf, und waffne dich mit der Weisheit!
Denn, Jüngling, die Blume verblüht.

Wie sittlich übrigens Horaz seine Feierstunden des Lebens anordne, dessen sind mehrere Oden Zeugen. Nichts ist ihm mehr zuwider als der Rausch, die Trunkenheit jedes Vergnügens; sie ist ihm eine barbarische Entweihung dieses Namens. Gern knüpft er daher diese Stunden an feierliche Tage des Staats, an die Rückkunft eines Freundes, oder sonst an eine freudige Begebenheit seines Lebens. In und um Rom erinnert so manches an den liebenswürdigen Dichter, der esquilinische Berg, der heilige Weg zum Capitol, der Berg Soracte, vorzüglich aber, mit seinen tausend Annehmlichkeiten, Tibur. Es ist als ob dort im Thal und auf Höhen Horazens Geist noch schwebe.

Vierter Brief.

Gefälligkeit, Liebe und Freundschaft sind die Huldinnen des Lebens. Wie treu Horaz der letzten ergeben gewesen, zeigen mehrere Oden desselben, die Weihgeschenke auf den Altar der Freundschaft genannt zu werden verdienen. Da dieß holde Band edler Seelen sich aber nicht mit Worten ausspricht und An-

lässe es allein sind die den männlichen, wahren Freund zeigen, so hat Horaz auch dieß Kennzeichen nicht versäumet. Er schweigt z. B. von Virgil, bis er hört daß dieser auf dem Meere schwebe; da fleht er für ihn die Cypria, die brüderlichen Gestirne, den Vater der Winde an, daß sie ihm „die Hälfte seiner Seele" erhalten mögen.[1] Dieß Eine Wort ist ihm genug; weiter ergießet er sich nicht weder in Wünsche, noch in ein Lob des Freundes, das zwischen Männern solcher Art nicht stattfindet. Nur Unverständige haben es ihm übel auslegen können daß er weiterhin, wie sie meinen, von andern Dingen rede. Von fremden Dingen redet er nicht; und wenn er gegen den Erfinder der Schifffahrt so hart spricht, so enthüllet er eben damit seine für das Leben des Freundes fürchtende, zart erregte Seele. Wenn er in dem Trauerliede, das wohl seinesgleichen unter allen Nationen suchen dürfte, über den Tod des Quintilius,[2] einen Freund sucht, an dessen Brust er klage, so ist's Virgil; der Inhalt dieses Gesanges bindet drei edle Seelen, deren eine den andern entrückt ist. So wenn er den Tibull und andere tröstet;[3] denn trösten, den Muth erheben, gebührt dem Freunde. Ein Theil derer an die er seine Oden richtet, sind berühmte Namen; der Weltkenntniß und dem Charakter Horaz dürfen wir's zutrauen daß der Inhalt jedes Stücks, das er ihnen weihte, ihnen angemessen war; so durchwandeln wir in ihm eine schöne Gallerie von Helden- und Freundenamen. Die Ode, da Horaz sich der Wiederkunft des Numida freuet,[4] die, da er sich mit seinem Jugendfreunde in Tarent dereinst zu leben und zu sterben wünschet[5] (ein süßer Hauch herzlicher Kindheitswünsche!), die an seinen ehemaligen Mitkrieger, Pompejus Varus,[6] die an Censorinus, Iccius, Lollius u. s. sind Denkgebilde des Horazischen Lebens; auch dadurch merkwürdig daß sich in den letzten Büchern die Zahl der

[1] I, 3. [2] I, 24. [3] I, 33. [4] I, 36. [5] II, 6. [6] I, 7

Freunde vermindert; dem Dichter bleiben bloß hohe Gegenstände, Patronen. Die Zeit der Jugendfreundschaft ist vorüber.

Aber auch das Verhältniß des Dichters zu diesen Patronen ist wahrlich nicht ohne Grazie. So viele sich des Namens der Mäcenaten angemaßt haben, so wird mit Horaz der Name Mäcenas immer ein einzelner Name bleiben. Horaz nämlich machte den Namen berühmt, und zwar mit einer Fülle abwechselnder kleiner Lebensumstände, ohne welche kein Lobpreis dem Fremden der daran nicht Theil nimmt anmuthig seyn kann. Jede Ode an Mäcenas lesen wir mit neuem Vergnügen, denn sie bietet einen neuen Inhalt dar. Und immer einen Inhalt angenehmer, fröhlicher Gattung, oft mit dem Scherze gewürzt der in Mäcenas Umgange selbst herrschte.

Sogleich die Zueignung dieser lyrischen Gedichte.[1] Hoch fängt der Dichter mit seiner „alten Königssprosse Mäcen" an, weiß sie aber bald so lieblich ins Leben zurückzuführen daß, bei allem Stolz des Ausganges der Ode, Horaz ganze Dichterei ein enthusiastisch-edles und süßes Spiel wird, ein Zeitvertreib wie es mehrere Zeitvertreibe anderer gebe. Horaz Einladungen an Mäcen[2] sind so ehrerbietig als schlicht und scherzhaft; nie hingeworfen und knechtisch, nie zudringlich und überweise; Staatslehren gibt er ihm nie.[3] Eben dieser anständige Rückhalt mit einiger Vertraulichkeit gemischt, bezeichnet den Mann der Grazie im Umgange wie in der Dichtkunst. Der Ode dieß leichte Colorit, diese scherz- und ernsthaften Mitteltinten zu finden, ist wahrlich schwerer als ein Buch ausströmenden Lobes. So wird Horaz in der letzten Ode, mit der er die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte schloß, vor Mäcens Augen ein Schwan;[4] in der die diese Sammlung anfing, berührte er mit seinem Scheitel die Sterne.[5] Aber auch die Sprache des Herzens

[1] I. 1. [2] I, 20. [3] II, 12. III, 8, 29. [4] II, 20. [5] I, 1.

verstand Mäcenas. Der Glückwunsch an ihn auf seine Reise,[1] vor allen aber das herzvolle Gedicht:

Warum mit deinen Klagen entseelst du mich?[2]

verbinden beider Leben untrennbar. Sonderbar daß die Parze diesen Wunsch bekräftigte, oder vielmehr daß der Dichter ihn that als ob er ins Buch des Schicksals geblickt hätte; in demselben Jahre, wenige Monate später, starb Horaz am Ausgange eines bösen Novembers seinem Patron und Freunde Mäcen nach, im 57sten Jahre seines Alters. Gewiß machte nicht der Patron den Dichter, sondern der Dichter den Patron auf eine so schöne Weise unsterblich; dagegen sey dem Mäcenas auch in seiner Asche Dank daß er dem Dichter ein sorgenloses, angenehmes Leben gewährte, daß er ihm Schutz und Zier war.

Der Ernst im Scherze, der Scherz im Ernst, der zwischen Mäcen und Horaz, an jenes Tafel, in dieses Schriften herrschte, ist vorzüglich das Salz das man jetzt die Horazische Laune nennt, und nicht so nennen sollte. Es war die frohe, leichte Ironie aller Weisen, nur so und anders gemischt, nach Gegenständen, Zeiten, Personen. Klopstock hat sie in einigen Oden unvergleichlich; in Horaz Sermonen und Briefen hat Wieland sie congenialisch interpretiret; Italien, Spanien, England, Frankreich haben in ihr treffliche Muster. Daß uns ernsten Deutschen diese Manier so fremd, oft so unverständlich ist, rührt wohl daher daß uns im ganzen die Grazie des Umganges seltner besuchet. Unsere Höfe und Patronate, unsere Mäcenatschaften — doch wozu, Jüngling, dir dieß sagen? Lies deinen Horaz frei und freue dich seiner. Manche seiner Oden ist ein Billet, aber wie wohlgewandt, wie zierlich! Laß dir diese Artigkeit, den schönen Wortbau, die curiosa felicitas, die auch Petron in ihm fand, empfohlen seyn; sie ist die Würze des Gesprächs

[1] Epod. I, 1. [2] II, 17.

und Umganges. Und der Weg zu ihr? Nüchternheit des Sinnes, Leichtigkeit seiner Person, Entäußerung seiner. Sieh, wie der freie, stolze Horaz sich auch in seiner Dichterkrone leicht gebärdet. So viel er auf das Geschenk seiner Muse hält, so hoch er's preiset, es war ein Gunstblick den sie ihm unverdient in seiner Geburtsstunde zuwandte; sie, die stummen Fischen, wenn es ihr beliebte, Gesang geben könnte.[1] So bescheiden dachte Horaz von sich, beim ewigen Monument das er seinem Gefühl nach sich errichtet;[2] auch im kühnsten Selbstlobe graciös und artig.

Fünfter Brief.

Im Lobe Cäsar Augusts zeigt sich die Anmuth unsers Dichters auf ihrem Gipfel. Du weißt wie schwer es ist Fürsten, Helden, Könige, Weltmonarchen zu loben; und damals den einzigen, wirklichen Herrn der Welt, der durch Blutströme und Proscriptionen zwar nicht auf den Thron gestiegen war, doch aber die Republik langsam ermordete für die Horaz unter Brutus die Waffen geführt und — bei Philippi weggeworfen hatte, als Glück und Sieg sich zu Cäsar wandten; ihn sollte der ehemalige Tribun des Brutus, in Grundsätzen der Republik erzogen, sein selbst und Augustus würdig, jetzt loben? Nicht etwa nur künstlich zog sich Horaz aus dem Spiel, sondern würdig. In den zwei ersten Odenbüchern die Horaz zuerst bekannt machte sind wenige Stücke ihm zugeschrieben, und in gewählter Ordnung. Die zweite Ode des ersten Buchs schildert alles Unheil das über Rom gekommen war, alle Versündigungen die auf ihm lagen, mit starken Zügen. Das Grausen wächst; ein Entsündiger ist nöthig; wen senden die Götter? Einen Apollo? Nehmen Romulus und die Mutter der Römer sich ihres Geschlechts an? Bescheiden überläßt es die Muse dem Entsündiger, dem Friedestifter der Welt, in welches Gottes Gestalt er unter den Menschen weilen

[1] IV, 3. [2] III, 20.

wolle; er weile unter ihnen nur lang und glücklich! Eine anmuthigere Vergötterung ist schwer zu denken; ihrer durfte sich auch der republicanische Horaz nicht schämen. Eingeleitet war mit ihr alles fernere Lob Augustus.

Dicht an Cäsar Augustus stellte Horaz seinen Freund Virgil, dann einen Consularen, dann den Agrippa, den Munatius Plancus, den Mercur selbst; jetzt kommt Augustus wieder; [1] aber die ganze Reihe republicanischer Männer und Helden ziehet ihm voran. Die an der Ode ein Schulverzeichniß oder eine Pindarische Nachäffung suchen und finden, verstehn sich schlecht auf die Seele des Dichters. Erst hinter allen jenen hohen Gestalten sollte das Julische Gestirn aufgehen, und indem der Dichter Anfang und Ende zusammenknüpfet, weihet er dem höchsten Gott das Haus Augustus.

Möge die dem Paris geschehene Weissagung des Nereus [2] eine Anspielung auf den Antonius seyn sollen oder nicht — die Ode an die römische Fortuna in ächten Römerzügen, [3] der Zuruf ans alte gebrochene Schiff das wieder ins Meer will, [4] der Gesang der Knaben und Mädchen an den Apollo und an die Diana, daß sie das Ungemach des Staats abwenden mögen, [5] der Freudengesang endlich, da Cleopatra besiegt ist, [6] sind patriotische Stimmen aus der früheren Zeit unsers Dichters. Mit dem dritten und vierten Buch, das er später bekannt machte, welch eine Periode geht an! Seine Denkart ist reif worden; die Blumen sind in Früchte verwandelt. Gewöhnlich liebt man dieß bei Dichtern nicht; bei Horaz ist diese Reife sehr liebenswerth. Da stehen die großen Oden:

Odi profanum vulgus —
Angustam, amici, pauperiem pati —
Justum et tenacem propositi virum —
Descende coelo — [7]

[1] I, 12. [2] I, 15. [3] I, 35. [4] I, 14. [5] I, 21.
[6] I. 37. [7] III, 1–4.

die, wenn von Cäsar die Rede ist, ihm allenthalben Sanftmuth und Menschenhuld zusingen. Völker zu beglücken, ist er ein Gott hienieden; über ihm aber waltet der Götter Herrschaft, die alles Ungerechte, Uebermüthige beuget. Das lehren in der letztgenannten Ode die Titanen. — Jetzt tritt Regulus hohe Römertugend vor den alten Senat;[1] die Muse sieht die verwüsteten Tempel, Roms böse Sitten, die Ehebrecherin — wie ernst tönt ihre Lyra![2] Sanftere Stimmen unterbrechen sie; Wünsche für den abwesenden, den Staat schützenden Cäsar,[3] Hoffnung und Freude bei seiner Rückkehr,[4] Hoffnung goldner Zeiten, alter Sitten, Wünsche für Augustus und die ewige Sicherheit des Staats, ein säcularischer Gesang schließen.[5] Welcher römische Dichter hat edler gereift als Horaz? Wer hat sich und allen Zeiten einen schönern Kranz gewunden? Auch in der Zusammenordnung der Gedichte wie verschiedner Blumen in Einen Strauß ist Horaz angenehm und lehrreich. Man kann nicht schöner ordnen, sinnvoller wechseln. Kurz vor Ende der Arbeit kommt sein Freund Virgil wieder:

Misce stultitiam consiliis brevem;
Dulce est desipere in loco. —

Gewöhnlich hat man's nur für Höflichkeit gehalten, wenn Horaz mehrmals versichert daß er hohen Gegenständen nicht gewachsen sey, daß er nicht wie Pindar erhaben brause, sondern wie eine Biene geschäftig sammle; dieß höfliche Wort ist aber Wahrheit. Allen seinen sogenannt erhabnen Oden merkt man Mühe an; in der Zusammensetzung haben sie Härten und Spalten. Dagegen die sanftern wie organische Gewächse hervorsprießen; schöne Gebilde von der Wurzel an bis zur Blume. Schlachten, Kriege, Niederlagen der Völker zu singen, war dem erfahrnen Mann, der wohl sah auf

1 III, 5. 2 III, 6. 3 III, 14. 4 IV, 5. 5 IV, 14, 15.

welchem Wipfel der Römer Reich stand, und wie hart es die Welt drückte, widrig, tödtlich.

Religiöse Gegenstände endlich betrachtete Horaz nur menschlich. Merkur ist ihm Schöpfer einer feineren Menschenbildung in Sitten und Sprache; Apollo Geber der Gaben des Gemüths, der besten Geschenke. Uebrigens ist sein verrufenes Glaubensbekenntniß

Der Götter karger, seltner Verehrer —

über das man viel ungehöriges gesagt hat, eben so verständig als schön eingekleidet. Was macht uns auf eine höhere Haushaltung aufmerksam als unvermuthet große Veränderungen in der Welt, der Blitzstrahl Zeus am wolkenlos heitern Himmel? Auch in Gegenständen dieser Art kam dem Horaz eine hohe Grazie zu Hülfe.

Lies nun, Jüngling, den liebenswürdigsten der römischen Dichter, und schreibe mir, was du von ihm denkest. Meine Antwort soll dir nicht entstehn; lange Weile hat man nie in Horaz Gesellschaft.

Sechster Brief.

Guter Wille verdient immer Lob, und, wenn er mit mühvollen Bestrebungen verknüpft ist, Achtung. So die vielen Uebersetzungen des Horaz oder aus Horaz in unsere Sprache, der, wie schon bemerkt worden, an Fähigkeit hiezu keine europäische gleichkommt. In der italienischen, spanischen, französischen, englischen muß sich der römische Dichter gewohnten Sylbenmaßen, die ihm fremd und widrig sind, bequemen; sein Rhythmus, seine Strophe, sein lyrischer Tanz, mithin die ganze Composition, auf die er es anlegte, verschwindet. Unsere Sprache, ihre Schwestern mit eingerechnet (die slavischen Sprachen kenne ich nicht), sie ist es allein in der Horaz, Virgil, Homer und Pindar gleichsam mit eigner Stimme vernehmbar die Physiognomie ihrer Composition und Seele zeigen.

Dieß eben und das Gefühl hierüber unterscheidet unsere Literatur von jeder andern; es macht uns in Ansehung der Kunde des Alterthums sowohl als fremder Sprachen zu einer einzigen Nation in Europa.

Wenn nun aber die meisten Uebersetzungen Horaz, die seinem Wort und Sylbenbau nacheifern, in Stellen schwerfällig und hart sind, so ist auch dieß in der Ordnung. Zwanglose Leichtigkeit ist die erste Eigenschaft der Grazie; Harmonie in der Bewegung die zweite; endlich das Unnennbare (das Je ne sais quoi) der Anmuth, meistens verknüpft mit hoher Einfalt, ist das dritte innigste Kennzeichen ihrer himmlischen Erscheinung; alle drei, zumal auf der Schwinge lyrischen Gesanges, sind in ein fremdes Idiom schwer zu übertragen. Es gehörte dazu ein dem Horaz gleichsam ebenbürtiger, ihm gleichgestimmter Geist, eine glückliche Natur und die äußerste Gewandtheit der Sprache. Klopstock, wo er den Römer stellenweise nachgebildet oder übersetzt hat, ist ihm in dieser Congenialität vielleicht der nächste; ja im Schwunge sowohl als in leichter Wendung ihm oft überlegen, am meisten in anmuthreicher süßer Einfalt. Ramler, so glücklich er den Römer oft ausgedrückt, so fleißig er ihn studirt hat — die Mühe seines Fleißes hat er nicht allenthalben gnug verborgen. Wer z. B. wird das Auffliegende des Jammerns

Miserar est, nequ' amori dare ludum

in dem lamentabeln:

Welch ein Jammer!

Wenn man weder

Sich der Liebe

Spiel erlauben u. s.

(denn anders wird man im Deutschen die Sylben nicht lesen wollen) wiederfinden? Seine kunstreiche Mühe indeß verdient gewiß Achtung.

So selbst die Mühe einiger ungleich härtern Traductoren, bei welchen es oft schwer wird, Bilder die im Tanz von der Lippe hinwegschweben sollen, mittelst Anwendung aller Sprachorgane nur hervorzuzwingen; da man denn nicht, wie man gewöhnlich thut, die Härte unserer Sprache, sondern die Unfähigkeit sie leicht zu gebrauchen, und den falschen Geschmack der Uebersetzer anklagen müßte. Indem sie nämlich den lyrischen Dichter voll und erhaben zu machen gedenken, nehmen sie den Mund voll und sprechen centnerschwere Worte, oder setzen ihn auf Stelzen, siegprangend und göttlich. Blickt man von ihren Ueberladungen in den alten lateinischen Horaz, so findet man gerade in solchen Stellen die natürlichste Einfalt. Die war ihnen aber zu natürlich; erhabner sollte und mußte er als Odendichter erscheinen, nach einem traurigen Mißverständniß dieses Wortes. **Hinc illae lacrimae!** Glaubst du wohl, Freund, daß wenn uns jemand eine glückliche, aber schlichte Uebersetzung des Horaz ohne fremden Schmuck, ohne barbarische Schminke gäbe, der große Haufe sagen würde: „Nur das ist Horaz? nur das? O wie erhabner ist er in unsern Dichtern!“ [1] Also übersetze du dir den Horaz selbst, zwei-, dreimal mit immer frischen Gemüthskräften; die beste Uebersetzung bleibt doch immer die in unserer Seele.

Worauf ich dich hiebei nicht genug aufmerksam machen kann (ich wiederhole es nochmals), ist das wenig beachtete Kunstwerk des Dichters in jeder Ode; ihr **ambitus** und **periodus**, ihr

[1] Eine ziemlich unbekannte Uebersetzung verdient viel Lob: Sechzig gewählte Oden des Horaz, Görlitz, 1795. Verbesserte Ausgabe. Auch Mastalier, Schmidt, selbst Lange bei seinen Fehlern sind Stellen und Oden wohl gelungen; man freuet sich oft des Dichters in unserer ihm congenialischen Sprache.

Standpunkt und ihre Wendung, ihre Anlage und Ausführung; hier herrscht Lebensverstand, Grazie und Anmuth. Vom kleinen Compliment einer Einladung, eines Glückwünsches an, durch alle Stufen mehrerer, künstlich geordneter Glieder der Ode, z. B. des Gegensatzes, der Erweiterung unsers Sinnes durch Beispiele, Sprüche, oder endlich durch einen kühnen Auslauf in ein großes Beispiel — allenthalben bleibet Horaz seiner Sitte treu, ob er wohl von Vorbildern so mancher Art, von Alcäus, Sappho, Pindar, den Epigrammatikern borgte. Daß wir in ihm, und durch ihn fastallein einen Garten der lyrischen Grazie Griechenlands haben, macht ihn uns siebenfach werth, indem wir, da das böse Schicksal jene Denkmale vertilgt hat, ihn, wie Terenz, Catull, Properz u. s. statt der Griechen lesen.

Petrarca sagte daß er bei keinem lateinischen Dichter so besser worden sey als bei Horaz;[1] Shaftesbury, Hagedorn, Uz und wie manche andere sagten ein gleiches. Horaz Geist und Gemüth lebte gleichsam fort in diesen Männern; vielleicht hat sich kein Dichter lieblicher und öfter als er metempsychosirt. Lies Hagedorns Stück das Horaz Namen führet, und lerne es. Voll der Gesinnungen des Horaz, voll seiner Seele ist es zugleich ein Monument der innigsten Dankbarkeit seines Jüngers und Freundes. „Dein weiser Rath, redet Hagedorn den Dichter an:

Dein weiser Rath lehrt Vorurtheile hassen,
Erhellt den Geist und macht das Herz gelassen.
Zufriedenheit besänftigt unsern Muth,
Und sie allein nennt jede Fügung gut.
Selbst im Palast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr gülden oder eisern.

[1] Franciscus Petrarca, sui seculi vir doctissimus, dicere solitus est, se ex nullo poeta latino *evasisse meliorem* quam ex Horatio; quod dictum *Lazarum Bonamicum* audivi mirifice praedicantem. *Georg. Fabricii* in praef. Horat. Erf. 1600.

Das was uns mehr als aller Beifall ehrt,
Mein Freund Horaz, ist unser eigner Werth.
Mit eignem Werth, als einem Schirm umgeben,
Heißt jeder Tag dich sonder Aufschub leben.[1]

Wenn werd' ich einst in unbelauschter Ruh,
Nicht so berühmt, nur so vergnügt wie du?[2]

Siebenter Brief.

Eben wollte ich dir des Herzogs von Nivernois Anmerkungen über das Genie des Horaz, Despreaux und Rousseau[3] vorführen, in denen (seltne Unparteilichkeit!) in der Kunst des Weltumganges, zu loben und zu tadeln, mit sich und andern, ja mit den Göttern selbst umzugehen, Horaz vor den beiden Landsleuten des Herzogs einen großen Vorsprung gewinnt; und wollte, mit gleicher Unparteilichkeit, wenngleich nicht mit gleicher Feinheit, Horaz mit zweien seiner Nacheiferer, Klopstock und Ramler, zusammenstellen, da mir die Nachricht von Klopstocks Hingange aus unserm Erdenleben zukommt. Sogleich entfällt mir die Feder zu jeder Vergleichung; die Verdienste des seltnen, einzigen Mannes, seine heilige Muse tritt vor mich und spricht mir zu, freundlich-bescheiden: „Als ich erschien, klimpertet ihr auf einem hölzernen Hackbrett von Alexandrinern, gereimten Jamben, Trochäen,

[1] Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: *Vixi.* L. III. Carm. XXIX, 41.
— — Mea
Virtute me involvo, probamque
Pauperiatem sine dote quaero. v. 54.

[2] Hagedorns moralische Gedichte. Horaz. S. 124.

[3] Uebersetzt sind sie in den Hamburgischen Beiträgen zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. St. 1. S. 132.

allenfalls Daktylen, wohlmeinend, treufleißig und unermeßlich; ich kam, und ließ aus meiner Region euch neue Sylbenmaße hören. Diesen waren sie Spott, jenen unverständlich; mich kümmerte weder Spott noch Klage, denn ich war mir bewußt daß ich in ihnen die höchste Einfalt, die reinste Anmuth suchte, unbesorgt über das was der Pöbel prosaisch oder poetisch nennen möchte. Die höchste Poesie war mein Ziel, die Poesie des Herzens und der Empfindung. Ich zählte und maß nicht nur, ich wägte die Sylben im Fluge des Wohllauts; auf eine vorher ungeahnte Weise machte ich euch eure ganze Sprache melodisch. Was kümmerte mich wofür ihr meinen Messias haltet? Was er wirken sollte, hat er gewirkt und wird es wirken; nächst Luthers Bibelübersetzung bleibt er euch das erste classische Buch eurer Sprache. Meine lyrischen Gedichte haben eure Saitenspiele tausendfach belebt; statt des schmalen Brettes von vier eintönigen Saiten gaben sie ein reiches Psalterion, Apollo's Köcher voll musikalischer Pfeile. Keine meiner Oden ist der andern gleich; jede blühet, eine eigene lebendige Organisation an Gestalt, an Duft und Farben. Die Töne meiner geistlichen Lieder waren für euer Jahrhundert eine neue Harfe des Isaiden; sie erquickten den Kranken, stärkten den Matten, beseligten die Sterbenden, und werden es thun so lange das Menschenherz was es ist bleibet. Eure Barden, euren Hermann suchte ich euch wiederzugeben; er war euch zu fern; er wird euch näher werden, und ihr werdet mir auch für diese Töne danken." Noch steht die Gestalt liebreich da, und spricht mir von so manchem andern. Verhalle nicht, liebliche Stimme unsers Selma; doch du kannst nicht verhallen aus unserer Sprache, so wenig als aus Hainen und Bergen die tausendstimmige Echo. Dreifache Kränze schmücken dein Grab, guter Klopstock; zuvörderst dein Jugendkranz, Myrthen und Lorbeer; dann die Palme Zions, dann das prophetische Eichenlaub deines Vaterlandes. Deine stille Seele aber wohnt droben.

Eine andere Gestalt schwebet mir vor, sein und mein Freund, der wenige Wochen vor ihm hinwegging, der preußische Kriegessänger, der Mann von deutschem Gemüth, der biederste Mann und Freund, Gleim. Klopstocks Ode, die seinen Namen trägt, hat ihn der Person nach unverkennbar und unvergeßlich gezeichnet; seines Geistes Bild, seines Herzens Sprache lebt in seinen kleinsten Sprüchen und Gedichten. Hagedorn und er gaben uns das leichte, fröhliche, naive Lied; er vor Hagedorn und allen andern die wahre Kindesfabel, die spielende Romanze, den archilochischen Jamb, das tyrtäische Kriegslied. Als solchem setzte ihm Lessing längst die Ehrendenkschrift:

Εἰμὶ δ' ἐγὼ θεράπων μὲν Ἐνυαλίοιο ἄνακτος,
Καὶ Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος.

Als einem Vater der Jünglinge, als Freunde der Menschen lebt sein Andenken in den Herzen aller Guten und Edlen. Zwei wackere Männer sind hinweggeschritten, Freunde im Leben, auch im Tode nicht geschieden, beide Deutschland und ihren Freunden unvergeßlich.

Zu einer andern Zeit wollen wir Horaz und Klopstock gegen einander halten, zu sehen wessen der Preis sey.

Diderot in seiner Notiz über Lafontaine sagt: [1] „Jedes Jahr will ich an einem gewissen Tage sein Grab besuchen; an dem Tage zerreiße ich jedesmal eine Fabel von la Motte, ein Märchen von Vergier oder einige der besten Seiten von Grecourt.“ An Klopstocks und Gleims Grabe wollen wir nichts zerreißen, aber manches verachten.

Diderot fährt fort: „Auf dem Kirchhofe St. Joseph liegt Lafontaine neben Molière begraben; Dichtern und Menschen von Geschmack wird die Stätte immer heilig und werth seyn.“ Von den Gräbern beider, die wir genannt haben, können wir dieß in reicherem

[1] Oeuvres de Diderot. T. XV, p. 482.

Sinn sagen. Die Städte beider Dichter haben ihr Begräbniß begehrt; die Nachwelt wird ihre Gruft ehren.

Man sagt, beide starben als Dichter. Klopstock sah seinen und seiner Meta Sohn, „den Genius der Morgenröthe," wie er in einer Ode ihn genannt hatte; Gleimen rief sein Vater hinüber.

Lebe wohl, Jüngling, und erfreue dich beider.

4.

Ueber Horaz und über einige Horazische Rettungen und Erläuterungen.

1.

— Man kennet Harduin und seine, es sey nun aberwitzigen oder leichtsinnigen Behauptungen, daß das meiste Alterthum kein Alterthum sey. Mag aber hinter seinen gelehrten Narrheiten auch so viel Jesuiterei stecken als da will — ich glaube man hätte nur immer summarisch gegen ihn verfahren, auf einzelne Einwürfe sich dann nur einlassen dürfen wo diese durch Sonderbarkeit und falschen Anstrich blenden könnten. Viele von ihnen sind völlig unter einer Widerlegung, keiner Aufmerksamkeit, keiner Antwort werth. Viele sind Bäche die sich von selbst im Sande verlieren wenn man die Quelle verstopft. Viele fallen auf die Erde wenn man nur den statum causae, den Punkt der Frage, nicht aus der Acht lässet; und das letzte muß keiner der einigermaßen gegen einen Harduin würdig schreiben will. Bei einem lebenden, noch schreibenden Autor kann man es nöthig haben auf einzelne nugas sich kritisch herablassen zu müssen, wenn er nämlich eine Zunft hat die solche nugas anbetet; aber über Harduin ist schon gerichtet. Die Nachwelt, so viele würdige Männer die über einen unsinnigen Todten urtheilten, haben das Urtheil schon gegen ihn gesprochen; das Urtheil ist allgemein angenommen; der Zustand unserer Literatur macht, wenn auch hier und da noch eine neue Pilze, ein junger Harduin, aufschösse, eine lange formelle Widerlegung in allen Nichtswürdigkeiten langweilig,

nichtswürdig, ekelhaft. Ich sehe ein kleines kindisches Mädchen, das, nachdem einmal der Saal aufgeräumt worden, sich hintennach damit abgibt in einem Winkel unnützen Staub wegzuwischen, und glaubt sie habe den Saal aufgeräumet.

Ich kann nicht verhehlen daß bei den **Vindiciis**, [1] die vor mir liegen, dieß mehr als einmal mir eingefallen.

Wie klein hätten die **Vindiciae Horatii** seyn müssen! Harduin da widerlegt wo er's verdient; ihm den Weg gleich anfangs verhauen; nur die scheinbarsten seiner Einwürfe entblößt (denn die schwächsten am weitläufigsten widerlegen ist Papier- und Zeitverderb); jedesmal in den Punkt der Frage ohne Umschweife eingedrungen; so spreche man. So hat neulich (denn die ältern will ich nicht anführen), neulich noch gegen Harduin Michaelis [2] gesprochen; aber als Michaelis, als gegen Harduin, würdig, kurz, bündig.

2.

Accedit Commentarius in Carmina poetae. Freilich könnten schon einige Harduinische Streitigkeiten dem Rächer Horazens Gelegenheit schaffen ihn zu erläutern, und ich wollte daß Hr. Klotz keine solche Gelegenheit versäumt hätte. Indessen wünschte ich den **Commentarius** immer von den **Vindiciis** lieber abgesondert; denn nun wenn Hr. Klotz seine Streitigkeiten mit Harduin, und seinen Commentar über Horaz, und dann noch manche liebe Beiseitgedanken untereinander fortlaufen läßt, die Citationen des Dichters unter hundert andere Citationen vergräbt, bei Harduin Gelegenheit zu commentiren, und beim Commentar wieder Gelegenheit nimmt auszuschweifen — welche Verwirrung! welch ein Chaos von Buch!

Ueberdem ist eine Fechtschule nie der rechte Platz einen Dichter ruhig zu lesen, mit ganzer Seele zu fühlen, und gleichsam mit

[1] **Klotzii Vindiciae Hor.**

[2] Einleitung ins N. T. S. 15.

neuer Heiterkeit der Seele zu erläutern; die Exegeten des heiligsten Buches haben von dieser Wahrheit zu betrübte Beispiele gegeben.

Ja ich habe noch eins auf dem Herzen, das ich beim Lesen der Klotzischen Schriften über Horaz mehr als einmal empfunden. Niemand in der Welt spricht bei aller Gelegenheit vom ingenio amoeno, vom sensu boni et pulcri lieber als Hr. Klotz, und niemand in der Welt hat die Kritiker mehr, und bis zum Ueberdrusse mehr getadelt, tamquam omnis venustatis expertes, als er. Bei dem Anfange eines jeden Schriftchens, in der Mitte und am Ende findet er immer Gelegenheit und Platz sein ingenium venustum, elegans, pulcrum zu preisen, gegen die Criticos aller Zeiten zu preisen, es seiner Zeit als eine Ausnahme, als den Anfang einer Epoche, als den Stifter einer neuen güldnen Zeit des Geschmacks anzurühmen; indessen sehe ich doch dieß ingenium venustum nicht immer wo ich's sehen will. Hr. Klotz, den ich nicht die Ehre habe von Person zu kennen, scheint eine feurige, zarte Seele zu haben, die den Eindruck des Schönen lebhaft fühlet, und mit der Einbildungskraft oft ausbildet. Will man mir indessen ein Aber erlauben, so glaube ich diese Eindrücke seines Gefühls noch zu schnell, zu vorübergehend, als daß sie Grundsätze, selbstgefühlte Grundsätze des Schönen zurücklassen, und einen gewissen und festen Geschmack bilden könnten. Er erhaschte was ihm auf der ersten Flucht begegnete; allein selten scheint dieß Empfundene noch zu der Festigkeit der Seele gediehen zu seyn die man nur durch eigenes reifes Nachdenken, und durch Selbstprüfung erhält. Ueber einzelne Bilderchen, über die Oberfläche des Geschmacks, soweit Wortkritik, eine flüchtige Empfindung oder Gedächtniß hinreicht, mag ihm sein Urtheil gelingen; wo aber die Empfindung in den Verstand gleichsam übergeht, wo es auf ein reifes, selbstgebildetes Urtheil über ein Ganzes, kurz! wo es auf Grundsätze ankommt, da kenne ich wenige die sich im Urtheile so untreu werden könnten als er sich selbst. — — Doch ich will ohne

vorgefaßte Meinung zu seinem Commentar; wie schwer wird's in diesem Staube Gold zu suchen.

Hor. L. I. Od. 1. Ich beklage daß Hr. Kl. uns mit seiner gelehrten Erläuterung ganz aus dem Tone, der im Ganzen der Ode herrscht, wegerläutert, uns mit seinen furchtbaren Citationen den ganzen Sinn des Liedes, die ganze schöne Stimmung der Seele, in der Horaz sang, wegcommentirt — und wer könnte gefährlicher commentiren? — Baxter hat dießmal den Hauptton der Ode mit seiner Ueberschrift sehr gut ausgedrückt: Horatius fatetur, se cum caeteris mortalibus *insanire.* Er zählt nämlich seinem Mäcen die ganze Mannichfaltigkeit der menschlichen Bestrebungen her, daß freilich jeder seine Neigung habe, daß es aber keiner an ihrer kleinen Dosis von Thorheit fehle. Der sammelt sich olympischen Staub; dem ist's sein höchster Wunsch ein Ziel umzufahren; den macht ein Palmenzweig selig wie die olympischen Götter, groß wie die Herren der Erde. Dieser wenn ihm der wandelbare Pöbel ein Paar, ein Drei Ehrenstellen zuerkennet; jener daß was in Libyen geerntet wird eben in seiner, und in keines andern Menschen Scheure liege u. s. w., kurz jeder hat seinen Kopf, und der ist ihm sein Glücksgott, warum sollte ich nicht den meinen haben? Der kann eines wilden Schweins wegen Nächte lang unter freiem, kaltem Himmel dauern, und ich —

Me doctarum hederae, praemia frontium
Diis miscent superis: me gelidum nemus etc.

Wenn jeder auf seine Art schwärmt, warum sollte ich nicht auch auf die meinige schwärmen? Man lasse mir das Glück daß ein paar Zweige auf meiner Stirne mich in meiner Empfindung unter die Götter versetzen, daß ich in kalten Hainen mit Satyren und Nymphen Umgang pflege, daß ich alles habe wenn meine Muse mir eine Dichterstunde gönnet, und wenn du mich, o Mäcen! würdigest mich unter die lyrischen Dichter einzutragen — o so reicht mein er-

habener Scheitel bis an die Stirne! — Leser von Horazischem Gefühle werden im Ganzen dieser Ode den von mir angegebenen Ton nicht verkennen; sie werden finden daß sich eine kleine Schattirung in die Farbe des Lächerlichen, über die Charakteristik menschlicher Neigungen in dieser Ode ausbreite, daß es eigentlich der Zweck Horazens sey jede derselben eigentlich bei einer feinen Schwachheit zu fassen, nur so gelinde zu fassen als es überhaupt Horazens Art ist nur weise, nur mit ehrbarer Miene zu lächeln, zu spotten, als ob er die Wahrheit sage. — So redet er von andern, so auch von sich.

Nun denke man sich den komischen Auftritt wenn der Commentator, der diese ganze Horazische Manier nicht fühlt, dazu kommt, um ein solches Liedchen seiner Laune, seines stillen vergnügten Anlächelns, als ein Lehrbuch voll ernhafter, dictatorischer Sprüche annimmt, ihm recht gelehrt aufhorcht, und was er noch nicht gelehrt genug gesagt, noch gelehrter umschreibet. —

Vielleicht daß man sich in der muntern Gesellschaft Mäcenas über den poetischen Paroxysmus, über sein Gefühl für eine Dichterstunde, über seine Liebe zur Einsamkeit und poetischen Stille, über seine Begierde nach Dichterlob, kurz über sein poetisches Temperament lustig gemacht; und da rächet sich Horaz. Er bringt seinem lieben Mäcenas ein Gedichtchen das ganz unschuldig und ehrbar anfängt; freilich sind Leute die anders denken, der so und jener so; der liebt diese und der jene Thorheit; etwas Schwäche muß man ja jedem Liebhaber seiner Sache verzeihen; warum mir nicht das bißchen Thorheit bei der meinigen? — So launig aber, mit so halblächelndem Ernste, so unwichtig wichtig in der Charakteristik jeder einzelnen Neigung, und seines eigenen Temperaments, das eben diese Miene, ja der Ton des ganzen Stücks wird. Wie würde sich nun der urbane Römer freuen wenn er sein schalkhaftes Selbstlob so Ciceronianisch commentirt läse: **Si tuum, inquit, docte Maecenas, judicium accesserit, si tibi placuerint carmina mea, tuque**

me in lyricorum, quos Graecia admirata est, numerum retuleris, tum mihi beatissimus videbor, tum nihil ad gloriam, ad laudem, ad felicitatem meam addi poterit: quemadmodum simili sensu dicitur: *coelum digito attingere.* Vide de formula *Schraderum* in observ. ad Musaeum c. 10. p. 203. etc. Wenn er sich so ehrbar ausgelegt sähe, [1] wie würde er lächeln? oder vielmehr, wie würde er uns über unsere gelehrten Ausleger bedauern?

Denn nun wird der Ode ihr Geist, die lebendige Grazie der Anschaulichkeit genommen, der Ton eines Liedes verfehlt, und Sinn und Leben, und Affect und alles verfehlt. Was ist unangenehmer als ein musikalisches Stück in einer widersinnigen Temperatur, und ein Gedicht in widersinnigem Tone zu lesen! Weg mit dem Leiern! Hat Horaz ein ernsthaftes, vollständiges, gründliches Bild von der Mannichfaltigkeit menschlicher Charaktere geben wollen, wie ungründlich, unvollständig, wie sehr von einer Nebenseite, wie oft nahe am Kindischen hat Horaz seine Dichtergabe und seine Dichtergesinnung ernsthaft und vollständig schildern wollen! unausstehlich! kleingroß, kindisch! Ein Lorbeerzweig soll ihn unter die Götter versetzen; die Nymphen und Satyren sollen poetische Phrases für seine lyrische Begeisterung seyn: wenn Mäcen seinen Namen in sein Dichterbuch einträgt, will er mit seiner Scheitel an die Sterne! — O der Thor! und mit aller phraseologischen Auslegung noch ein Thor! Die Laune der ganzen Ode ist weg; sie ist ein unausstehliches Dichterexercitium! — —

Kurz! Horaz muß so nüchtern, so zusammenhängend, so kleingroß in der Ode, in seiner ersten Ode werden, als ich schon nicht zuerst dieß bemerkt, als jeder aber werden muß wenn man ein launiges Stück von ihm ernsthaft umschrauben will. — Da heißt's:

Ein Thor sagt lächerlich was Cato weislich sprach.

[1] p. 66.

Der arme Horaz! seine erste Ode bildet alsdann wohl kaum das πρόσωπον τηλαυγές, was Pindar zur Ehrenpforte eines lyrischen Gebäudes wollte.

Noch ein Wort über die erste Ode, denn wer wird nicht von Horaz wenigstens die erste Ode inne haben? Hr. Klotz referirt[1] das **dimoveas** sechs Verse rückwärts, bis auf **hunc et illum**; oder umgekehrt das **hunc et illum** auf **dimoveas**; allein die Relation dünkt mich dem Baue der Horazischen Perioden in diesem Sylbenmaße entgegen; sie macht den Flug des Choriamben matt. Man erinnere sich des Bildes das das stolzhörende Klopstock'sche Ohr[2] von dieser Art choriambischer Ode hinwirft: „mitten im Fluge schwebt sie, und setzt alsdann mit einemmal wieder den Flug fort." Nun fliege man einmal auf den Fittigen dieser Ode: man fühle wie Horaz die Absätze seiner Materie und seiner Perioden so recht in den Sylbenklang einfüge, wie beinahe jedes Wort und jeder Gedanke von seiner Stelle Stärke empfange, wie in jedem Verse Anfang, Cäsur und Ende auch den Sinn jedesmal unterscheide, aufhalte, stütze, hebe, wie die Einpassung aller einzelnen Redeglieder das Ganze zu einem künstlichen Gebäude, auch in Absicht des lyrischen Ausdrucks mache? — Wer dieß empfindet, dem wird der lyrische Bau, das Symmetrische: **Sunt, quos — hunc — illum** wohl nicht Zeit lassen, in einem zweiten Stücke des Gebäudes, das sich mit einem Participium schon wieder als ein eigenes Ganze anfing, hintennach ein **dimoveas** zu suchen: sollte auch im Fluge der Choriambe das **hunc, illum**, mitten inne zwischen **iuvat** und **dimoveas** ohne eigentliche Kuppel stehen bleiben. Immer römisch, poetisch, choriambisch; da jenes zwar gut prosaisch und constructionsmäßig, aber die Fülle, den schwebenden Flug des Sylbenmaßes zerstört.

[1] p. 62.

[2] Von Nachahmung der griech. Sylbenmaße. Messias B. 2.

3.

Horat. L. I. Od. 2. Alles Unnütze und Nebenwerk bei Seite!

Horaz fängt mit einer Erzählung schrecklicher Zeiten, grausamer Vorbedeutungen einer göttlichen Rache, trauriger Wunderzeichen, und noch traurigerer Vorfälle an. Er wendet sich: wem wird Jupiter das Amt auftragen das Volk zu entsündigen? Wird Apollo, oder Venus, oder Mars, oder Merkur erscheinen? Plötzlich bricht er ab, und wendet sich an Augustus, aber so geschickt, daß selbst der strengste Republicaner das Lob billigen, die Wendung schön finden konnte. Der schnelle unvermuthete Uebergang von Göttern auf den Kaiser, von rächenden, drohenden, schrecklichen Göttern auf den Vater des Vaterlandes, von Göttern die am Blute der Römer Rache genommen, auf den der sein Schwert gegen die Barbaren wandte. — Dieß ist der Gang der lyrischen Muse, dieß ist der Hauptzug des Horazischen Lobes.

Und wie schön weiß er die beiden Stücke des lobenden Gegensatzes zu verschränken! Das Land ist voll schrecklicher Vorboten, und voll Strafe der Götter gewesen; das Strafwetter ist vorbei; wer wird sich der Römer sie zu entsündigen annehmen; Apollo? Er ist augur Apollo. Venus? Sie ist die Mutter der Römer. Mars? Er ist der Vater derselben. Merkur? Er ist der Bote der Götter mit seinem Caduceus. Einer steige herab Rom zu entsündigen. Wer ist's? Hier ein verstohlner Wink auf Augustus thut große Wirkung; der Bote der Götter ist da! Merkur in der Gestalt Augusts. Als Bote der Götter hat er also Cäsars Tod gerächet:

— patiens vocari
Caesaris ultor.

Als Bote der Götter gibt er jetzt Rom Entsündigung und Friede. Sogleich verschwinden Wunderzeichen, Götter und Rächer. „Lang, o Kaiser, und glücklich sey unter deinem Volke; und wende deinen

Arm (von den Feinden deines Vorgängers und Hauses ab, lieber) auf die Feinde Roms, die Barbaren! Das sind Kriege (nicht wie die die du im Namen der Rachegötter geführet hast, **bella non habitura triumphos,** sondern) die dir Triumphe bringen können; dann bist du ein Vater deines Vaterlandes. — Irre ich nicht, so ist das der Ton der im Ganzen der Ode herrscht, und die Feinheit, die vorige Rache des Cäsars den strafenden Göttern, die jetzige entsündigte Ruhe Roms dem Kaiser zuzuschreiben, ist gleichsam die lebende, die römische Grazie der Ode.

Nun komme jemand und schreibe seitenlang den mythologischen **locus communis** aus.

Seine Schrift, **de felici audacia Horatii,** [1] ist nach dem Fachregister des lieben Batteux gezimmert, wie man bei einer Ode Sprung, Abreißung, Umschweifung, Anfang und Ende u. s. w. bemerken und sich abstecken müsse, [2] eben als wenn Horaz je nach solchen Absteckungen wie über ein Schulthema gearbeitet hätte. An sich ist solch Fachwerk, eine solche Topik der Ode, immer gut, sofern es nur den Bemerkungsgeist bei einzelnen Oden stärken will. Sobald es aber ordentliches Gerüst und nothwendige Erklärungsart der Ode wird, so ist's mir zuwider. Ich weiß daß ich hier gegen die Mode schreibe, denn seit einiger Zeit cirkeln wir Deutschen kein Gedicht so gern ab als eine Ode, sowie die Franzosen ihr Drama nach allen drei Einheiten nur abcirkeln können; und das heißt denn die Manier Horaz. Und ich kenne keine Manier in der Horaz mehr zerrissen und seichter nachgeahmt werden könnte als diese.

1. Abrupta carminum initia. Nur von wenigen Horazischen Oden kann man eigentlich diese plötzliche Abgebrochenheit des Anfanges sagen, und bei jeder wo sie sich findet hat sie eine Art von Besonderheit in ihrer Ursache. Das so oft mißbrauchte: **quo**

[1] **Opusc. var. argum. p. 114.**

[2] **p. 130—40.**

me, Bacche, rapis? ist kein allgemeines Gesetz, es ist ein einzelnes, und darf ich sagen, sonderbares Beispiel. Der Poet dichtet die ganze Ode durch eine förmliche Trunkenheit, voll seines Bacchus in Höhlen und Wälder getrieben, weiß er selbst nicht wie ihm geschieht; sein Geist schwebt umher, oder vielmehr wird hinweggerissen, nichts großes, nichts sterbliches zu singen und — er singet August. Schöne Lobeseinkleidung! Wie Plato seinen Sokrates vom trunkenen Alcibiades loben läßt, so kann hier der trunkene Flaccus dithyrambisiren; es stimmt mit dem ganzen Tone der Ode. In Absicht auf diesen ist der Anfang nicht abgebrochen, weil alles in der Ode abgebrochen, hingeworfen, trunken ist; ja, die ganze Ode, kurz und bündig, ist ein abgebrochenes Stück eines poetischen ἐνθεισμοῦ. Nun komme ein nüchterner Classificator, und mache ihn folgendergestalt zum **locus communis:**[1] **Poeta admiratus egregia facta Augusti, atque plenus hac cogitatione, Augustique magnitudine excitatus a Baccho abripi videtur**, so ist die Harmonie der ganzen Ode zerstört. Welcher Zusammenhang, die Thaten Augustus bewundernd überdenken, und vom Bacchus fortgerissen werden? Nüchterne Trunkenheit, unhorazischer Horaz! Nein! mein Römer berauscht sich nicht gesetzmäßig um Augustus zu singen, er singt August weil ihn Bacchus treibt, weil er sich begeistert fühlt. Das Lob des Kaisers verliert alles, wenn es ein studirtes Lob ist; es ist also nur ein hingeworfener, mitten in der Begeisterung gefühlter Gedanke, und Horaz folgt seinem Bacchus weiter, ohne an August zu denken.

Jeder unvermuthete Anfang scheint abgebrochen; sobald aber der abgebrochne Anfang merkbar wird, und den Ton der ganzen Ode überschreiet, so ist er keine Schönheit mehr, er ist ein Fehler der Ode. Er frappirt nicht mehr angenehm, sondern er bestürmt unser Ohr entsetzlich. So sind die neuern Horazianer oftmals: sie

[1] **p. 131.**

fangen an als wollten sie mit ihrer Ode den Olymp bestürmen, und siehe da! sie liegen im Sande. Zeus niest, es blitzt! fing jener an, und ich — wünsche ihm sich auszuniesen.

Kein Anfang also kann ohne den Ton des Ganzen in Betracht kommen; kein abgerissener Anfang an sich ist ein Zeichen der Kühnheit, wenn er nicht verfolgt, wenn er nicht ausgeführt wird. Und eine durchhin ausgeführte Abgebrochenheit der Gedanken hat Horaz nur bei wenigen Oden, etwa wo eine Dichtung, ein Gesicht (II. 19. Epod 7.), ein schneller Vorfall, eine auffordernde Stimme dazu Gelegenheit gibt. Und solche Oden unterscheiden sich durchaus im Ganzen.

Andernfalls macht Horaz solche schreiende Anfänge sich wohl nicht zur Gewohnheit. Die mehresten seiner auch erhabenen Oden fangen sich mit einer langsamen Gesetztheit, seine lehrenden Oden ruhig, und seine Oden der Freude meistens sanft an. Wo in der Ode: quis desiderio sit pudor aut modus etc. der kühne abgebrochene Anfang sey, [1] sehe ich nicht. Was ist sanfter und beinahe elegisch als wenn ein Gleim um seinen Stille anstimmt:

> Wer mäßigt sich in so gerechtem Leide?
> Der meine Freud' und aller Menschen Freude,
> Der Musen Ehre war,
> Der ist nicht mehr!

Die erhabensten, die kühnsten der Uzischen Oden fangen sich mäßig an; nur dann ist der Anfang abgebrochen, wenn etwa ein lyrischer Ueberfall, ein lyrisches Blendwerk uns bereitet werden soll, und das ist meistens kurz, außerordeutlich. Die abgebrochene Hymne des Callimachus ist ἐνθεισμός, und die vortrefflichsten Pindarischen Oden sind dem Anfange nach sehr gesetzt und mäßig. Ich kenne keine Regel die als locus communis von Horaz abgezogen, und ohne Verbindung zum ersten Stücke seines lyrischen Odenbaues

[1] p. 132.

erhoben, auch abgebrochener, das ist balbirt und mehr zu mißdeuten sey als die: „er schreit abgebrochen, ohne erst Worte zu suchen, auf!“

2. **Longae disgressiones.** Ein neuer Canon der Horazischen Ode, und oft ein sehr mißbrauchter Canon. Meistens liegt in Horaz bei dem Anscheine einer solchen Digression etwas wichtigeres zum Grunde, das er mitnehmen, aber nicht zum Gesetze, sondern nach der Individualsituation seiner Ode so mitnehmen wollte; oft ist's auch wirklich keine Digression, was wir so zu nennen belieben. Horaz ermuntert den Thaliarchus zur Fröhlichkeit: sey guten Muths, und **permitte Divis cetera, qui simul stravere ventos etc.** Wenn Thaliarch zur Freude ermuntert werden mußte, was natürlicher als daß er mißvergnügt war, daß er Unglück hatte? Und was für ein poetischer Bild vom Unglücke als Sturm, Seesturm? Und was für ein paßlicher Bild in das Ganze dieser Winterode? Wer fühlt nicht sein Kaminfeuer mit doppeltem Freudenschauer gleichsam, wenn der Wind um die Fenster raset, wenn man sich Seestürme dabei gedenkt, wenn von Meeresgefahren daneben erzählt wird? Wo ist hier die mindeste Digression vom Thema der Ode?

Es ist keine Digression,[1] wenn Horaz in seiner zweiten Ode eine kurze Beschreibung der Zeiten Deukalions gibt; denn so sollen die damaligen Schreckwunderzeiten in Rom gedacht werden. Er vermehrt also das Grausen im Zurückdenken an sie, wo er's nicht durch ihre eigene Schilderung thun konnte, durch ein ausgemaltes Gleichniß alter, grauser, schrecklicher Zeiten. Die Empfindung, der Ton der Ode wird mit dem Zuge der grausen Unordnung verstärkt, und ist das Digression?

I. 22. Ubi lupum, qui ipsi pepercerat, nominat. Digression?[2] Eben das Abenteuer mit dem Wolfe ist ja die Veranlassung der Ode; eben darüber macht ja Horaz die poetische Be-

[1] p. 136.
[2] p. 136.

merkung mit der er anfängt, und eben darüber faßt er ja den poetischen Entschluß mit dem er endigt. Es ist doch grausam uns vor sehenden Augen den Mittelpunkt des Cirkels zum Berührungspunkte der Tangente machen zu wollen.

Wer die griechischen Zeiten und das National- und Stadt- und Familien- und Personal-Interesse der griechischen Spiele und Sieger kennet, der wird jede Pindarische Ode für nichts als wofür sie Pindar gibt, für ein Individualstück halten; und oh! welch ein Thema ist je reicher als ein solches Individualthema! welch Thema reicher als das Lob eines edeln griechischen Jünglings, eines Helden, eines Siegers! und von allen seinen lobwürdigen Seiten! und nach jeder Aussicht griechischer Schätzbarkeit! Hier ein National-, dort ein Familien-, dort ein persönliches Lob! — Wer kann nun mit dem der das Hauptthema Pindars in seinen Zeiten, und in seinem Individualfalle für eine wüste und wilde Ausschweifung seines aufgebrachten Gehirns hält, wer mag mit dem weiter über eine Digression streiten, einzelne Exempel untersuchen?

3. **Saltus in carmine ab alia re in aliam.** Der Ton der ganzen siebenten Ode wird zerstört wenn man sie in der Paraphrase des Verfassers lieset. [1] Wie? Horaz wollte es dem Plancus vorräsonniren daß zuverlässig Rhodos, Mitylene, Korinth und eine ganze Geographie schöner Gegenden nicht so viel Reize habe als die tiburtinische Villa des Plancus? Das wollte mein lässiger Horaz behaupten wollen? Nichts minder! er läßt jedem Orte seine Vorzüge; er läßt jeden, was er will, loben: „mir gefällt meine Villa, und auch du sey in deinem Tibur vergnügt; es wird schon alles gehen, alles Schlimme schon mit der Zeit besser werden." Ich sehe hier keinen poetischen Sprung keine Stapelgerechtigkeit der Ode; es ist ein politischer Uebergang, die artige Wendung eines Hofmannes, der sich nach seinen Zeiten

[1] p. 138.

richtet. — Wer wollte daraus einen locus communis der Odenkühnheit machen?

Weiterhin will ich nicht nachsuchen. Ich sage überhaupt daß ich mir meinen Horaz selbst in seiner lyrischen Kühnheit nicht nach solchen Allgemeinfächern will zerhacken lassen, so sehr sie unter uns Mode geworden. Seitdem wir in Deutschland diese künstliche Odenform mit ihrem abgebrochenen Anfange, und ihrer schönen Digression, und ihrem künstlichen Sprunge, und ihrer künstlichen Unordnung, und ihren schönen Strophen-Uebergängen, und artigen Enjambements recht handwerksmäßig geformet und gegossen, seitdem ist wenig neues im Geiste hoher Oden erschienen. Glückliche Theorie von der hohen Kühnheit eines Dichters, die uns das eigene Gefühl solcher Dichterkühnheit einschläfert.

4.

Der zweite Abweg Horaz zu lesen, ist, wenn sie Hauptgeschmack wird, die Parallelenmacherei. — Eine solche Arbeit ist bei einer mäßigen Belesenheit, oder einem mäßigen Gebrauche von Registern, Anthologien, Florilegiis, und wie die Sammelplätze mehr heißen, ziemlich leicht; sie kann auch bei Anfängern, oder bei dunkeln, verdeckten Stellen manchmal nutzbar seyn; im ganzen ist sie verderblich. Schade um die Schönheit die ich erst aus hundert Vergleichungen schön finden soll; schade um die Schöne die mich erst durch ihren Namen reizet, die mir nur dann gefällt wenn sie neben andern stehet. Der Anblick, das innere schnelle Gefühl eines poetischen Bildes muß das Herz entwenden; wer bloß durch Vergleichungen, durch Parallelen Empfindung bekommt, dem schadet's nicht wenn er keine habe.

Das schönste Bild eines Autors muß mit den Worten an der Stelle das schönste seyn, da er's saget, da es stehet: eine Blume die in ihrem Erdreiche die natürlichste, die schönste ist. Man wurzle sie aus, man verpflanze sie unter zehn andere Gattungen ihres Ge-

schlechts, aber nicht ihrer Art, ihres Himmelstrichs, ihres Bodens, und man hat ihren Platz, ihre Natur, ihre beste Schönheit genommen. Jede Gattung der Poesie, jeder eigenthümliche Zweck gibt auch dem Bilde Geist und Leben, nicht bloß Colorit und Gewand; man reiße es aus seinem Orte, aus seiner Verbindung, aus seiner Localwirkung — und es ist ein Schatten. Immer ist's ein Verderb der Dichtkunst gewesen aus ihr Anthologien zu sammeln, und fast immer ein kalter Gebrauch des Dichters ihm einzelne Federn zu entrupfen, sie mit andern zusammenzulegen; da wird, nach der alten Fabel, die weißeste Schwanfeder von der struppigen Adlersfeder verzehrt. — Solche Bilderchen an sich sind Spielwerk; so hinter einander gestellt, wer mag sie lesen? Es ist auch sehr unsicher. Der epische Dichter gibt seinem Gedanken ein episches, der lyrische ein lyrisches, der dramatische ein dramatisches Gewand; jede Zeit, jede Sprache, jeder Zweck gibt dem Bilde wieder seine eigene Farbe. Nun flicke ein belesener Mann von Geschmack eine Reihe solcher Bilder ohne Absicht und Zweck aneinander — ein Bettlerrock! ein Harlekinsputz! Es ist auch selten weder erläuternd noch poetisch. Ich könnte Beispiele geben wie weit man uns mit solchem Geschmacke wegerläutern, und vom Tone des Poeten fortleiten könne. Man wird nie das Ganze eines Dichters, eines Gedichts recht innig fühlen, recht mit seiner Seele verfolgen, wenn man an Stellen klebt. Mitten im Sonnenlichte wird man blind wenn man mit einer Menge Lichter, Lampen, Fackeln, Kerzen kommt, unter dem Vorwande daß eine Reihe solcher Blendwerke hinter einander doch recht schön lasse.

Noch weniger kann ein Genie mit der geschmackvollen Erklärungsmethode zufrieden seyn, die ich den edeln Gemmengeschmack nennen will. Ich lobe die stillen, die edeln Verdienste eines Lipperts um den Geschmack an den Antiken in Deutschland; aber welcher leidige Kram der meisten Gemmengelehrsamkeit! Selten daß er eine wich-

tige Stelle neu erläutert; oft daß er müßig dasteht, und oft daß wir ihn gar wegwünschen; denn er bringt uns aus dem poetischen Tone des Ganzen.

Ohne daß man mir's vordemonstrire, erkenne ich den vielfältigen, nutzbaren Gebrauch der geschnittenen Steine, und wünschte daß der Nutzen der Lippert'schen Daktyliothek in manchen Proben so gezeigt wäre wie Demokrit die Bewegung demonstrirte: nämlich, ich bewege mich selbst! Aber das müßte uns Hr. Klotz doch nicht bereden wollen daß bei Lesung der Dichter der Anblick der Gemmen uns eigentlich poetischen Anblick gewähre. Eine Hauptfigur, eine Stellung, etwa ein Charakter, sofern er sich körperlich äußert — das kann die Kunst schildern. Aber dem Dichter, dessen Blick immer aufs Ganze geht, wie der freie Blick der Juno, der mit jedem einzelnen Bilde nur auf die Hauptwirkung seiner Energie fortarbeitet, der nicht für das Auge artige, spielende Figuren und Puppen, und Bilder und Tändeleien (wohin unsere Zeit verfällt), sondern für die Seele, für die Einbildungskraft, für den Verstand, für die Affecten feurige Gedanken reden will, dem berührt sie nur immer den Saum seines Kleides, will sich an ihn hängen. Soll ich bei jedem Bildchen Homers, Pindars und Horaz erst nachsehen wie denn dieser und jener alte Künstler das Figürchen gebildet? Hinderndes Säumniß! Es hält den Dichter auf, und zerstückt ihn mit seinen Erläuterungen; oder dieser gewaltige Läufer reißt sich los, und eilt zu seinem Ziele unaufhaltsam; der Gemmenzähler aber — da liegt er längelang auf dem Rücken!

Insonderheit bitte ich für den poetischen Jüngling im ersten feurigen Lesen eines Dichters, daß man ihn doch da nicht mit schönen Münzerläuterungen und Gemmeneinsichten in dem poetischen Laufe seiner Einbildungskraft störe, daß man ihn doch nicht jeden Augenblick zurückhalte, um doch ein Steinchen zu bemerken, und ihn vom süßen fortwallenden Traume seiner Lieblingsidee zu wecken, und die

unaufhaltsamer Ergießung seiner Seele augenblicklich zu verstopfen. Ich mag nicht Caylus in der Hand haben, wenn ich Homer lese, und noch weniger wünschte ich ihn zur Hand gehabt zu haben, da ich ihn das erstemal las. Hr. Klotz [1] freue sich in der Idee, wie schön sich Virgil mit allen Erläuterungen aus geschnittenen Steinen müsse lesen lassen; ich will ihn mir nicht so vorlesen lassen. Ist's denn nicht einmal Zeit, Gelehrsamkeit, Belesenheit und Kunstgeschmack schätzen, und doch die Schranken ihres Gebrauchs bestimmen zu dürfen?

Damit der nicht ein Barbar heiße der so etwas sagen darf, o rede der Quintilian Deutschlands, der gelehrte Geßner: [2] „Seitdem die aus den Quellen selbst geschöpfte Gelehrsamkeit abzunehmen anfing, die seltner wurden, die jede Gattung alter Schriftsteller selbst nachschlugen, noch aber solche übrig waren die etwa einen derselben kennen und verstehen mochten: seitdem entstand das Auslegergeschlecht, das aller Orten her aus Gedächtniß- und Denkmalen zusammenschleppte was nur etwa zur Erläuterung desselben dienen könnte, so daß die denen der übrige Vorrath von Gelehrsamkeit fehlte, die sich nicht alles selbst verschaffen konnten was zur Erklärung seines Sinnes gehörte, durch die Arbeit anderer unterstützt, nichts missen dürften. — — Bei Wiederauflebung der Wissenschaften fanden sich Gelehrte, die durch weitläuftige und nach dem Geschmacke der damaligen Zeit weit und breit belesene Vorlesungen die alten Schriftsteller erklärten. Des **Mancinelli, Pomponii, Beroaldi, Calderini, Ascensii** Vorlesungen wurden mit großem Fleiße gehöret, und noch jetzt füllen ihre Bände ganze Bibliotheken. Vor andern ist hier die Mühsamkeit des **Nic. Perotti** bekannt, der, um Ein Buch Martials zu erklären, ganze Schätze lateinischer Sprache und Gelehrsamkeit ausschüttete, und ein **Cornu copiae** gab aus dem fast alles

[1] Ueber den Gebrauch der geschnittenen Steine hin und wieder.
[2] **Praef. in Liv.**

gesammelt werden kann was man jetzt aus Wörterbüchern sammelt, und aus dem sich auch die Wörterbücher sehr bereichert. — — Nachher gab Salmasius uns sein ungeheures Werk über den Solinus, in dem er aber weder mit Gelehrsamkeit, noch Digressionen Maß wußte u. s. w. — — Dieser Gewohnheit folgen oft die Lehrer der Philologie, die zur Erklärung eines Buchs, so viel sie nur können, den größten Apparat von Gelehrsamkeit zusammentragen, und nichts unangeführt lassen was sich nur einigermaßen, auch nur durch Umschweife, dahin wohl könnte ziehen lassen. Fehlen einigen hiezu eingesammelte Hülfsmittel — ei! die nehmen die Commentarios anderer, Wörterbücher und solche Tröster zu Hülfe, und wissen es so weit zu bringen daß man ihre Aufsätze für große Schatzkammern ansehe. Mögen sie doch! (Neque carbones esse dixerim equidem, sagt Geßner: wer will, sage es nach.) Oft aber kann man sich solchen Reichthum mit minderm Zeitverluste sammeln." Statt zu deuten, fahre ich in Geßner fort; er redet jetzt eigentlich vom Zerbröckeln eines Autors in der Schule; allein der Schade ist überall derselbe.

„Wir wollen uns also einmal die Fabel jenes von seiner Schwester zerstückten Absyrtus gedenken, und sie uns vorstellen daß sie ihren Bruder nicht glieder-, sondern gelenkweise zerhacket, und hier ein halbes Auge (die andere Hälfte liegt weit ab), dort die Hälfte vom rechten Ohr, hier den dritten Theil der Nase, dort ein Stück vom Augenbraune u. s. w. hingeworfen, alles weit auseinander geworfen hätte. Wie doch? Hätte der Vater auch wohl argwöhnen können, das sey sein Sohn? Eben so wenig als ein der Optik Unerfahrener eine Anamorphose sich wird sammeln, und recht vors Auge bringen können. Ist's aber nicht eben so mit der heutigen Erläuterungsmethode der classischen Schriftsteller? Jedes einzelne Wort erklärt, die Perioden auseinandergezogen, jeden vierten Tag ein kleines Pensum auf die Art in kleine Brocken zerstückt. Ist's möglich daß ein Jüngling auch von Seelenkräften und gutem

Gedächtnisse diese mit Erklärungen überladenen und aufgedunsteten Theile sich so gegenwärtig erhalten, sie so verbinden könne, daß ein Körper, ich will nicht sagen ein schöner Körper, nein! nur allenfalls ein Körper daraus werde: daß er nur, was er lese, behalte und darüber Rechenschaft gebe?" Geßner gibt Beispiele die eigentlich nicht für mich gehören; ich erinnere meine Leser daran, wie oft es möglich sey solchergestalt seinen Schriftsteller so ganz aus dem Gesichte zu verlieren, daß man endlich nichts minder als ihn erläutert, anführet und kennet. Er fahre fort:

„Auch daher, oder ich müßte mich sehr irren, auch daher unter andern rühret der **stupor paedagogicus**, der fast zum Sprüchworte geworden, daß man Leute sieht die einen guten Theil ihres Lebens unter den weisesten Geistern von der Welt zubringen, und doch daher nichts als Worte mitbringen, statt ihnen gleich zu werden, statt wie sie, denken, schließen, reden zu lernen.

„Um so minder kann jemand bei solcher Langsamkeit von der wahren Gestalt und Schönheit eines Buchs einen Eindruck bekommen; denn je lebhafter, um so verdrießlicher wird's ihm seyn sich zu bewegen und nicht weiter zu kommen (**se movere quidem, sed non promovere**), insonderheit da er, der Umschweife wegen, eine Stelle, ein Bild, zwei-, drei-, viermal hören mußte.

„Sowie aber bei solcher Zerstückung und Zertheilung der Begriff der Sache verloren geht, so ermattet, oder erlöschet auch die Lust zu lesen, die sonst vorzüglich dadurch erhalten und angefeuert wird daß wir zu Ende eilen, daß wir den ganzen Verlauf zu wissen verlangen. Schon dieser Reiz macht daß Leute die sonst übrigens keine Lesesucht haben, einen Telemach, Robinson, Gulliver gleichsam verschlingen, und sie nicht weglegen ehe sie zu Ende sind; einen Homer, Virgil, Plautus, Terenz, Ovid, Sueton, Curtius hingegen, eben so angenehme Schriftsteller, erregen der Jugend Schauder, weil sie nie ein beträchtliches Stück, gleichsam in einem Odem weg-

lieset, um vom ganzen Körper zu urtheilen, um durch die Erwartung des endlichen Ausfalles angefrischt zu werden. — —

„Und gewiß durch ein so stätiges, mühsames und ängstliches Lesen wird man kaum die Alten verstehen lernen. Wenige Worte haben einen so gewissen und bestimmten Sinn, daß sie überall einerlei bedeuten; aus der Nachbarschaft, aus dem Zusammenhange der ganzen Rede, aus der Reihe der Sachen bekommen sie ihren Werth; anderswo, im Munde anderer Personen, in anderer Materie bedeuten sie anders. Um dieß überall zu verstehen, um es sogleich zu erreichen, nicht was ein Wort bedeuten könne, sondern bedeute, kann nicht anders als durch vielfaches Fortlesen vieler Bücher geschehen u. s. w.“

Geßner redet noch weiter vom Schulgebrauche fort; ich will nur hinzusetzen daß, wenn kaum der Wortverstand, kaum der gewöhnliche historische Sinn bei solchen Commentarien und Erläuterungen erreicht werde: ei der erste feurige schnelle Anblick, der da bildet? ei das poetische Auge das mit einem Adlersblicke aufs Ganze, und vom Ganzen auf Theile hinläuft? ei der edle unnennbare Sinn der allen fremden Plunder wegwirft, und hinzueilet das nackte ganze Bild vom Geist eines Autors zu umarmen, zu lieben, anzubeten? Ei der? —

Er höre den süßlallenden Autor: [1] „wenn man einem jungen Menschen dem die Natur eine feine Seele und ein empfindliches Herz gegeben diese Steine zeigt, erklärt, und sie mit den Homerischen Versen vergleicht, welche Früchte kann man sich nicht von einem solchen Unterrichte versprechen! Die Erzählung geht selbst in Handlung über; wir glauben nicht mehr die Geschichte zu lesen, wir sehen sie selbst mit an; wir wohnen den Auftritten bei; in der Einbildungskraft versetzen wir uns nach Troja, in das griechische Lager und schauen die unsterblichen Helden von Angesicht. Auf diese Art fühlen

[1] Ueber die geschnittenen Steine.

wir das Nachdrückliche, das Erhabene, das Schöne der alten Dichter doppelt, und ein zartes Gemüth nimmt einen Eindruck an den es beständig behält, und der sich in den edelsten Wirkungen äußert. Seitdem ich den Neptun gesehen, wie ihn die göttliche Kunst eines alten Steinschneiders abgebildet, hat der Virgilianische Neptun in meiner Einbildung Leben und Seele bekommen. Vier Pferde" — — o wer kann den süßen Ton weiter hören! Das alles wird der poetische Jüngling sagen, das alles erst seit du das Steinchen sahest? So hatte der Virgilianische Neptun vorher nicht Leben und Seele? So ging bei dir die Homerische Erzählung nicht in Handlung über? Du sahest sie nicht selbst? du wohntest nicht den Auftritten bei? du warst nicht in Troja? im griechischen Lager? kanntest die griechischen Helden nicht bloß von Angesicht? sondern von Seele, von Seele? sahest sie sprechen, affectvoll sprechen, handeln, wüthen — — das alles sahest du lesend nicht? Nur vom Steine bekamest du Eindruck? O du hättest Homer nicht lesen sollen! Bei mir lebte da ich las — Doch warum wollen wir den poetischen Jüngling weiter reden lassen? Bei wem wird denn die Schildernng Homers in allen Stellungen, Empfindungen, Reden, Handlungen, im fortgehenden Strome des Epos, mit den einzelnen Bilderchen die uns ein Abdruck gewährt, einerlei Wirkung thun? auch nur zu vergleichen seyn? Und die ganze poetische Energie Homers? —

5.

Nochmals gesagt: man müsse auch in Poeten den Gebrauch, wie aller, so auch der Kunstbelesenheit sehr loben, wo er zu rechter Zeit kommt; aber daß eine Iliade in Steinen mehr als die in Versen des poetischen Anblicks fähig, mehr als jene zur Bildung eines Poeten, oder auch nur zur poetischen Illusion mit jener gleich energisch sey, das wolle mich niemand bereden. Kunst gewährt Kunstanblick; der ist mit der successiven Energie des Dichters gar nicht einerlei, kaum zu vergleichen.

Ich schreibe über Horaz; wer will, der höre mich von meiner Erklärungsmethode dieses Dichters schwatzen. Zuerst ist das ausgemacht daß keiner meiner Horatianer aus Horaz Latein oder römische Alterthümer lernen solle. Lieber komme ich jedem zuvor; lieber mache ich ihn unvermerkt mit der Welt bekannt, in die ich ihn führen will, mit der Sprache in der der Dichter sprechen wird; unvermerkt suche ich ihm die ganze Situation unterzuschieben, ihm den Pfad von Gedanken und Bildern von weitem zu zeigen, wo wir den Dichter finden werden. Ich fange an, und ohne Bemerkung einzelner Schönheiten, schöner Ausdrücke, gewählter Phrases, jage ich seine Ode hinab; ich fliege mit ihm, oder schwimme den Strom seines Gesanges hinunter. Unlieb wenn mich mein Zuhörer störte, unlieb wenn sein Auge an Kleinigkeiten hangen bliebe; denn so würde der ganze Zweck des Dichters, die Art von Täuschung gestört in die mich sein Gesang setzen soll. Ich bin darin gesetzt, ich bin zu Ende; das Ganze der Ode, ein Haupteindruck, in wenigen, aber mächtigen Zügen, lebt in meiner Seele, die Situation der Horazischen Ode steht mir vor Augen, und — mein Buch ist zu. Nicht vom Papiere, aus dem tiefen Grunde meiner Seele hole ich diese wenigen, mächtigen Eindrücke hervor; mir ist die Ode ein Ganzes der Empfindung geworden. Dieß bewahre ich; die wenigen zusammenfließenden Züge des Bildes bleiben in meiner Seele; dieß ist Energie die mir die Muse successiv bereitet.

Das Buch wird wieder aufgeschlagen, und nun habe ich kleine Ruheplätze, Ausschweifungen, Umwege aber nicht. Der Lauf des Dichters ist mir Augenmerk, und ich sage mir: hier war der Gesichtspunkt — wie reich, wie prächtig, wie anlockend! das alles nahm der Dichter ins Auge; so mußte er anfangen und fortfahren. Jenes und dieß kam dem Dichter in seinem Laufe zur Hand, und wie ein Strom in den sich Ströme stürzen, wälzt sein Gesang sich prächtiger fort. Hier ein Fels: anprallend nahm er andern Weg, oder

schlängelte sich durchs geblümte Thal; überall aber der Römer, der Römer seiner Zeit als — Dichter. Wenn ich mir dieß jetzt deutlicher sage, so denke ich an keine Allgemeinregeln, an keinen Longin und Batteux, an keine Fächer der Odenfabrik. Dieser Römer, und dieser Dichter, und diese Situation, und diese Ode ist mein Alles jetzt. So weit das Oden-Genie und —

Noch denkt's an keine Gelegenheit, selbst — wie? etwa Wortkritiken zu machen? etwa über einen Geßner, eines kleinen Fehltritts wegen, seitenlang die Achseln zu ziehen? etwa die Bentleys und Baxters und Sanadons zu verleumden? — o wer wird noch an so etwas denken? Es denkt selbst noch nicht an — eine Gelegenheit diese Ode nachzubilden. „Das ist viel!" wird man sagen, ja das ist viel! und vortrefflich daß es an so etwas nicht denkt. Einst stoße ihm eine Situation auf: Apollo wecke ihn mit der Leier: er wird singen, Horazisch oder — vielleicht mehr als Horazisch singen; ohne aber daß dem geneigten Leser dabei nichts als Purpurlappen des Römers zu Gesichte kämen, ohne ihm die **proelia virginum**, und die **iras faciles** und das **mea virtute me involvo** etwa nachzulallen. —

Wer aber kein Odengenie ist, der soll wenigstens ein Jüngling von Geschmacke werden. So sang der Römer, das ist seine Welt; so wir nicht — wer hat Vorzüge? So sang Horaz, das ist sein Wortbau, seine Lieblingsgegenstände, seine besten Uebergänge, die Composition seiner Gemälde, die Einpflanzung derselben in dieß und jenes Sylbenmaß: dieß wählt er jetzt, dieß irgendwo anders. Nun endlich — wie ausgesucht alles! Gedanke, Wendung, Ausdruck, Wort! das ist seine Manier, das ist mein lieber Horaz! — Und wenn mein Jüngling auch von der Kritik Profession machte; wenn ich ihm auch nachher vollständiges kritisches Geräth zur Hand legte, und die vornehmsten Abwege der Kritiker zeigte — niemals weiche er doch aus dem Gleise, aus der Oden-Illusion des Dichters. — —

5.

Satiren von Persius.

Roms goldenes Zeitalter der Dichtkunst unter Nero, [1]

Persius Einleitung zu seinen Satiren.

Nicht in dem Roßquell[2] hab' ich mir den Mund
Gebadet; auf dem gipfligen Parnaß
Entsinn' ich mich gar keines Traumes, der
Mich plötzlich zum Poeten schuf. Ich lass
Euch Helikoniaden und die trübe
Pirene[3] jenen, deren Bildnisse
Der feingeschmeid'ge Epheu rings umleckt.
Ich, halb ein Landmann, bringe mein Gedicht
Zum Heiligthum der Sänger blöde.
Wer
Gab jenem Papagai sein „Grüße! Grüße!"
Dem Staar dort daß er Menschenworte wagt?
Der Meister aller Kunst, der mächtige
Genieverleiher that's, der Bauch. Der Künstler
Lehrt Laute, die nicht unser sind, nachpfeifen.

[1] Nero war bekanntermaßen ein Dichter, Musicus, Schauspieler, Kritiker, Redner, Renner und Fechter; er starb mit den Worten: „o welch ein Kunstgenie geht mit mir unter!" Natürlich war's daß unter dieser Sonne sich das Zeitalter erzeugte, über welches Persius fast zu herzlich zürnet.

[2] Die aus dem Hufschlage des Pegasus entsprungene Dichterquelle, genannt Hippokrene, welcher Name eben nichts als Roßquell, Roßbach saget.

[3] Pirene, eine trübe Dichterquelle. Helikoniaden, Bewohnerinnen des Helikon, die Musen.

Die trügerische Münze blinke nur
In Hoffnung auf; so wird der Rab' ein Dichter,
Die Elster Dichterin, du glaubst zu hören
Ein hocherhabnes Pegaseisch Lied.

Erste Satire.

(Gespräch zwischen Persius und einem Freunde, der eben sein Buch gelesen.)

A. „Ach der Menschensorgen! In allen Dingen, wie viel ist
Leere Mühe! Wer wird dieß lesen?"
P. Da fragest du mich drum?
Niemand;
A. „Niemand?"
P. Zwei oder keiner!
A. „Jammer und Schande!"
P. Und warum? Daß etwa Polydamas,[1] daß die Trojaner-
Weibchen mir ja nicht einen Labeo vorziehn? Possen!
Wenn das wirbelnde Rom lobjauchzet, mußt du sogleich nicht
Mit aufjauchzen. Du darfst die Goldwag' nehmen! Du mußt dich
Selbst nicht auswärts suchen! In Rom? O wer wollte in
Rom nicht —

A. „Ach, wenn es nur erlaubt zu reden wäre!"
P. Das darf ich!
Bis zum Altar hinan, von jenen Jahren in denen
Wir das Spielzeug lassen, zu Jahren da wir ergrauen,

[1] Polydamas, ein trojanischer weiser Held, hier Nero, der gescheidteste Weise. Labeo, ein ungeschickter Uebersetzer und Nachahmer Homers, ein schlechter, damals aber berühmter Dichter. Trojaner-Weibchen sind die Römer, die sich bekanntermaßen vom Helden Aeneas herschrieben. Unter Nero war der trojanische Geschmack hohe Mode.

Hab' ich die Sitten meines Geschlechts, und wie wir erbärmlich
Leben, und was wir treiben, mit angesehen. Catonen
Spielen wir, und dann — verzeiht! Ich wollte nicht spotten,
Aber ich muß; so schwillt mir die Milz von lautem Gelächter.
Wir Catonen schließen uns ein, und schreiben begeistert,
Jener in Versen, dieser in Pros', ein Hohes, Erhabnes,
Das voll Athem die weiteste Brust bis zu Ende zu keuchen
Kaum zureichet. Du ziehst dann, niedlich gekämmet, die neue
Toga an; du steckst den geburtstagsfestlichen Onyx
Dir an die Hand, und steigst zum erhabenen Sitze; von dem du
Mit gar lieblicher Kehle, die du mit fließendem Säftchen
Erst geschmeidig gemacht, mit süßgebrochenem Auge
Liesest dem Volke dein Werk. Des hohen Tatius Abkunft[1]
Zittert schnöde vor Lust; mit schändlich-heiserer Stimme
Schrein sie dir Beifall zu, wenn deine Verse die Lenden
Ihnen durchjucken und kitzeln ihr Inneres. O du verlebter
Cato, für solche Ohren erjagst du leckrige Speise?
Ohren, denen du selbst zurufen müßtest: „genug nun!
Gnug! Ihr tödtet mich sonst."

A. „Doch wozu lernte der Mensch dann,
Wäre nicht diese Gährung in uns, dieß mit uns geborne
Wilde Feigengewächs, das den Fels zersprenget und ausbricht?"

P. Dazu also studirst du dich blaß und alt? So ein Nichts ist
Alle dein Wissen, es wiss' denn ein andrer daß du es
wissest?
Zeiten! Sitten!

A. „Und doch ist's schön, mit dem Finger gezeiget,
Hinter sich sagen zu hören: „Der ist's!" Hältst du es für nichts dann,
Hundert zierlich-gelockten Knaben dictiret zu werden?"

[1] Die vornehmen Römer.

P. Und noch mehr! An der Tafel dort, wie zwischen den Bechern,
Wohlgesättiget, sich die hohen Römer erkunden
Was die göttlichen Dichter besagen? Da bringet ein Herrchen
(Um die Schultern den Purpurlappen), mit lispelnder Nase,
So was ranziges vor, von den Phyllissen und Hypsipylen, [1]
Auch was weinerliches aus Dichtern — — stützet die Worte
Mit gar zärtlichem Gaum. Die Helden jauchzen ihm Beifall! —
Ist des Poeten Asche nun nicht hochglücklich? O leichter
Wird ihm der Grabstein jetzt! Es lobt ihn alles was mitspeist.
Werden aus seiner Gruft, aus seiner seligen Asche
Nicht Violen nun sprossen?
A. „Du lachst und rümpfest die Nase
Zu sehr. Wäre wohl einer der nicht im Munde des Volkes
Gern verdiente zu leben? Der, was er würdig der Cedern-
Tafel sprach, es ungern nachließe, keinen Gewürzkram,
Keinen Fischmarkt scheuend?"
P. Mein Gegner, wer du auch seyn magst
Wenn ich schreibe, was tüchtiges schreibe (vielleicht ist's selten;
Aber gesetzt, ich schreibe so was), ich würde dem Lobe
Nicht ausweichen; auch ich hab' ein Herz, eine hornene Haut nicht.
Aber daß ich zum letzten Zweck des Wahren und Guten
Dein „o schön!" und dein „Bravo!" machte — verzeihe, das ist nicht.
Denn zergliedere selbst dieß: „Schön!" Was nistet in ihm nicht? — —
Nun ist mein Gedicht nicht Actius Niesewurztrunkne
Ilias; kein Elegiechen, sowie es etwa die Großen,
Zum Verdauen dictiren, auch nichts der Art was auf Ruhe-
Bettchen geschrieben wird, von Citronenholze. Der Herr da
Weiß ein warmes Gericht wohl aufzutafeln; er weiß auch
Etwa dem fröstlenden Gast ein abgetragenes Nachtkleid

[1] Zärtliche Namen, deren auch wir nicht entbehren.

Zu verehren und spricht: „Ihr Herren! Wahrheit! Die Wahrheit
Lieb' ich! Saget sie mir!" — Dir Wahrheit sagen, o Kahlkopf,
Dir, dem der glatte Wanst zwei Faustbreit vornen hinausragt?

Zweigesichtiger Gott! [1] nur dir, dir bohret man hinten
Keine Esel, und schläget dir auch kein Schnippchen; es streckt dir
Niemand die Zung' hinaus, wie Apuliens dürstender Hund, lang!
Aber ihr, patricisches Blut, die ihr leider die Augen
Vornen nur habt, o sehet umher, wer hinter euch auszischt.

A. „Und was spricht denn das Volk?"

P. Das Volk? Ach, unsere Verse,
Unsere erst, sie fließen so sanft! kein spähender Nagel
Tastet die Falze darin. Der Dichter weiß, wie mit Einem
Auge die Linie, so den Vers zu ziehen! Und gilt es
Los auf Sitten zu gehn, auf Luxus, üppige Tafeln
Großer Reichen, o da gewährt die Muse dem Dichter
„Hohe Dinge zu sagen." Schau an, heroische Thatkraft
Bringen die Griechisch-Schwätzer herbei, und wissen ein Baumstück
Kaum zu malen, ein sattes Landhaus, [2] „milde mit Körben,
„Heerd' und Schweinen versehn und der Pales dampfendem Dunge;
„Woher Remus entsproß, wo Quinctius pflügt' und die Gattin
„Bebend das Feldherrnkleid ihm vor den pflügenden Stieren
„Anzog und der Lictor den Pflug nach Hause dann schleppte."
Ei wie schön, o Poet! — Auch Actius alte Briseis,
Ein volladriges Buch, entzückt noch manche! Pacuv auch!
Und Antiope, runzlig, ihr Herz, das luctificable,
„Gramvoll aufgestützt." [3] Wenn solche Gedichte die Väter

[1] Janus, der alte Schutzgott Roms, galt für den römischen Staat, mithin auch für dessen jetzigen Herrscher. Jeder verstand beim vor- und rückwärtssehenden Nero diesen Namen, denn Nero glaubte sich den gescheidtesten der Römer.

[2] Gewöhnliche Gemeinwörter der Ausmalungen römischer Landdichter.

[3] Der Gram nämlich stützt die sich Grämende, das luctificable Herz auf.

Triefäugig den Söhnen empfehlen, so fragest du, Freund, noch
Unser Sprachgemenge, woher es komme, der Gräuel,
Den beklatschend die römischen Ritter hinüber die Bänke
Springen! — Es ist ja nicht Schande, wenn einen ehrlichen Graukopf
Du vom Tode zu retten sprichst, und der Richter ein laues
„Artig gesagt!" zum Spruch dir ertheilt. Dort rufet ein Kläger:
„Pedius, du bist ein Dieb!" Und was nun Pedius? Der wägt
Seine Verbrechen in nett=geglätteten Antithesen.
Und es ertönt sein Lob: „Der wußte die Redefiguren
Fein zu setzen! Wie schön!" Schön? O du Romulus=Abart!

Wird es mich rühren, wenn ein Gescheidterter lustige Lieder
Mir vorsänge? Lang' ich den Groschen ihm dar? Oder spräch' ich:
„Du, dem das Jammerbild, der Schiffbruch, rings um den Hals
hängt,
Du singst Liederchen?" Wer mich will mit Klage bewegen,
Weine wahren Schmerz, nicht den er in Nächten studirt hat.

A. Aber die Verse klingen doch jetzt im Numerus zierlich;
Rohes ist glatt gefüget."

P. Auch prächtig solche zu schließen
Hat man gelernt. Zum Exempel: „den Berecynthischen Attis,[1]
„Und der Delphin; er zerreiße den himmelblaulichen
Nereus."
Oder: „Zogen hinweg eine Rippe dem langen Apenninus." —
Maro's „Waffen und Mann!"[2] wie sind sie dagegen ein
Schaum nur!
Ein dickrindiges, altes, vertrocknet=gedörretes Astwerk! —

Doch was zarteres noch! mit gebogenem Halse zu lesen:
„Mimalonischer Hall und Schall erfüllet die Hörner!

[1] Feingesprochen.
[2] Arma virumque der Anfang der Aeneis Virgils.

„Bassaris fasset das Haupt des stolzen Kalbes in Wuth-Kraft,
„Ab es zu reißen! Die Mänas, lenkend die Lüchse mit Epheu,
„Schreiet: Evo'! Und es hallt die wiederbringliche Echo." [1]
Spräche man also, wenn Eine Ader von Samen der Väter
In uns lebete noch? Vorn an dem Speichel der Lippe
Schwimmt dieß kraftlose Zeug. Die Mänas sitzt und der Attis
Feucht und weich; sie zerschlugen gewiß im Schreiben den Pult nicht,
Fühlen auch nichts vom sinnend-scharfzerbissenen Nagel.

A. „Aber lohnt es sich auch, mit beißender Wahrheit den zarten Oehrchen wehe zu thun? Ei siehe dich vor! Und der Großen Zutritt wird dir so kalt; dort hörest du gar ein r. r."

P. Meinetwegen sodann sey alles artig und lieblich!
Und unschuldig und hübsch und nett, auch das Wundersamste!
Ist es so recht? Du sprichst: „auf dieses niedliche Schriftchen
Thue ja niemand!" Auf, mein Freund, und male zwo Schlangen [2]
Vornhin: „Jungen, der Ort ist heilig! pisset da draußen!"
Ich begebe mich fort. —
Aber Lucilius einst, der die Stadt, dich Mutius, Lupus,
Beißend theilte, der ihnen im rechten Punkt das Genick brach;
Und der gescheidte Flaccus, der seinem lachenden Freunde
Jede Fehle berührt! Er spielt so rings um das Herz uns
Wohlgefällig; und klug wirft er dem Volke die Nas' auf.
Und ich soll nicht mucken? Nicht heimlich? auch in die Gruft nur?
Nirgend es einvergraben? O Buch, ich grab' es in dich ein!
Rufe nur dir es zu, o du Buch! „Ich sahe, der König —

[1] Verse des Nero.
[2] Symbol eines heiligen Orts.

Midas hat Eselsohren.[1] O dieß entdeckte Geheimniß,
Dieß Gelächter, ein Nichts! ich gäb' es dir nimmer um keine
Unserer Iliaden.
Wen noch der kühne Cratinus
Anhaucht, wer an dem zürnenden Eupolis, wer an dem alten
Aristophanes noch studirt, der sehe mein Buch an,
Ob er vielleicht darin was reifes finde. Mit seinem
Reingesäuberten Ohr erglüh' er an mir! Aber jener,[2]
Spötter des Griechenpantoffels! da er ein schmutziger Filz ist;
Wer zum Schielenden nichts als sagen kann: „o wie schielst du!"
Wer ein Großes sich dünkt, daß in italischer Ehre
Er, ein Aedil, zu Aret mit eignen Händen ein falsches
Kornmaß brach; auch der, der Rechenzahlen und Meßkunst
Fein verspottet, und hat so seine größeste Freude,
Wenn einem Cyniker dort eine junge Metze den Bart rupft,
Der lese Morgens Edicte;[3] nach Mittags geb' ich ihm eine —
Kallirrhoe — —

Persius dritte Satire.

Aufruf eines Stoikers an den verdorbenen jungen römischen Adel zu nützlichen Studien des Lebens.

Das heißt emsig! Es scheint der helle Morgen ins Fenster,
Alle Ritzen und Spalten sind seines weiternden Lichts voll;
Und wir schnarchen! Als ob wir den unbezähmbarsten Falerner

[1] Eine bekannte Geschichte vom Barbier des Königs Midas. Er konnte seine Entdeckung nicht verschweigen, grub sie in die Erde; sogleich wuchs Rohr auf, das aller Welt zuflüsterte: der König Midas hat Eselsohren.

[2] Die folgenden Menschenarten sind eingebildete Witzlinge und Spötter Roms in den obern Ständen.

[3] Oeffentliche Anschläge; bei uns Intelligenzblätter, Journale, modische Zeitungen u. s.

Schwer ausdampfen müßten, indeß der Mittag herannaht.
Freund, was machst du? Die hohe Sonne brennet die Felder
Längst; es ruhet das Vieh schon unter den Schatten des Ulmbaums —
„Ist es möglich? (ruft der Gesellen einer) so spät schon!
Und ist keiner zu sehn von meinen Leuten? nicht einer?
„Heida! — man möchte bersten, es möchte die Galle zersprengen!" —
Nun, drum schreibst du auch wie ein arkadischer Esel.
Jetzt geht's endlich ans Buch! Die feingeglättete Tafel,
(Weiß und gelbe) Papier und Feder muß in die Hand nun;
Aber o weh! die Feder, sie will nicht schreiben. Es ist die
Tinte zu dick, jetzt wieder zu dünn! Es ist zu viel Wasser
Zugegossen, und jetzt schreibt gar die Feder gedoppelt.
Armer Tropf! und ärmer von Tag zu Tage! So weit ist's
Mit dir! Und warum läßt du dich lieber nicht wie ein Täubchen,
Wie ein Königssöhnchen mit niedlichen Bißlein füttern?
Oder schreiest und willt der lullenden Amme nicht schlafen? — —
„Aber, wer kann auch schreiben mit solcher Feder?" Und wem denn
Zürnst du? Wen betrügest du mit den Winkelzügen?
Dich allein! Dir gilt es und dich verschwendest du Thor selbst.
Andere lassen es gehn! Der übelgerathene Topf tönt
Seine eigene Schande, man hört's daß im Ofen er nicht gut
Ausgebrannt ist. Siehe du bist ein flüssiger Thon itzt;
Jetzt ist's fortzumachen! Das Rad muß tapfer umhergehn,
Daß du Gestalt kriegst.
„Aber du hast ein väterlich Landgut,
Hast Auskommen auf ihm, ein reines, ehrliches Salzfaß,
Deine Götter bekommen das ihre, sie werden auch dir das
Deine lassen; was solltest du fürchten?"
Ist dir genug das?
Ist's anständig die Lunge mit hohem Winde zu füllen,
Daß vom tuscischen Stamm du jetzt der tausendste Ast seyst

Und im Purpurkleide den Censor grüßest: Herr Vetter!
Für den Pöbel die Goldschabracken! Ich kenn' in der Haut dich!
Schämest du dich nicht selbst wie der Schwelger Natta zu leben?
Dieser ist dumm vor Laster; es hat das müßige Fett sich
Ihm um die Seele gesetzt; er weiß nicht was er verlieret,
Ist so tief ertrunken, daß auch kein Bläschen mehr aufquillt.
Großer Vater der Götter, o strafe wilde Tyrannen
Anders nicht als wenn sie die giftaufbrausende Lust nun
Lange schrecklich umhergetrieben, daß sie die Tugend
Endlich sehn und sich grämend erblassen, weil sie nicht ihr ist.
Haben im ehernen Stier die Menschen elender geächzet,
Hat das hangende Schwert den reichbekleideten Schmeichler
Jenen Damokles ärger geschreckt: „ich fall'! ich falle!"
Als wenn der Unglückselige sich, im Innersten blaß, muß
Dinge sagen die er auch seinem Weibe verhehlet.
Als ich ein Knabe noch war, da weiß ich wie ich mich so krank oft
Machte, wenn ich die hohen Reden des sterbenden Cato
Lernen sollte, damit sie mein Lehrer rasend erheben,
Daß mein Vater mit seinen geladnen Freunden sie heiß an-
Staunen könnte! Das war als Knabe! Da es mein höchster
Wunsch noch war im Würfel die meisten Augen zu werfen,
Und das schäbige Eins zu meiden, oder die Nüsse
Grad in den engen Hals des Topfs zu treffen; den Kreisel
Also geschickt zu peitschen, daß keiner behender ihn forttrieb.
Du hast etwas bessers gelernt, die Krümme der Sitten
Auszufinden und was sonst im gelehrten Athenä
Unter den Bildern der langbekleideten Meder gelehrt wird,
Wo die Jünglinge sich den Schlaf, die niedlichen Speisen
Und die geputzten Haare versagen, Weisheit zu lernen.
Dir ist des Samischen Weisen Buchstab, dir ist des Lebens

Zweigespaltener Weg aus Einem graden Stamme
Kund. Und schnarchest? und stützest das Haupt als fehlten ihm Bande,
Gähnst als ob das Gestern in allen Gliedern dir läge.
Red' aufrichtig! Hast du ein Ziel, wornach du den Bogen
Spannest? oder verfolgst du kindischerweise die Raben,
Jetzt mit Kothe, mit Scherben anitzt; wohin dich der Fuß trägt,
Gehst du und lebst so hin? — Ei Freund, man fordert die Nieswurz
Denn zu spät, wenn die Haut schon aufläuft. Komme dem Uebel
Vor, so darfst du dem Arzt nicht goldene Berge verheißen.
Lernt, ihr Elenden, lernt! die Natur der Dinge zu forschen:
Was wir sind? und wozu wir geboren wurden? den Rangort,
Den die Natur uns setzte! wie fein das Wenden ums Ziel sey!
Und warum es so sey? wie weit uns Wünsche vergönnt sind?
Auch im Geld! Wozu der harte Thaler zu nutzen?
Wie viel man für Freunde, dem Vaterlande zum Besten,
Man aufopfern müsse mit Anstand? Wer in der Menschheit
Du sollt seyn, und wohin dein Gott dich weise gesetzt hat? —
Dieses lern' und beneid' es nicht, wenn jener Gerichtssprach
Viele gefüllte Fässer in seinem Keller bereit hat,
Weil er fette Umbrer vertheidigte. Neid' es ihm nicht, wenn
Ihm sein Marser-Client jetzt Pfeffer, Schinken und frische
Salzfisch sendet, wenn er noch kaum die alten verzehrt hat.
Hier wird etwa einer der bockigen Centurionen
Sagen: „ich weiß mir gnug!" Ich mag kein grämlicher Solon,
Kein Arcesilas seyn! Mit niedergeschlagenen Augen
Gehn sie, steifen Halses, umher und sprechen da murmelnd
Mit sich selbst, als ob sie die stille Wuth verfolgte —
Wägen Worte mit vorgeworfener Lippe. Dem Traum des
Kränkelnden Alten sinnen sie nach: Aus Nichten wird Nichts! —
„Nichts wird wieder zu Nichts!" Und darum blassest du ab dich?

Darum kann sich ein Mensch das Mittagessen versagen?
Jedermann lacht über die Possen, und unsere jungen
Helden rümpfen mit lautem Gelächter die Nase.

Hör' ein Märchen. Es war ein Kranker der eiligst den Arzt rief:
„Ei doch, sehen Sie zu! Mir schlägt das Herz so gewaltig!
„Und die Dünste steigen mir schwer zum brennenden Hals auf.
„Sehen Sie doch ja recht!“ Der Arzt verordnet' die Ruh ihm.
Als am dritten Tage der Puls ihm sanfter zu gehn schien,
Ließ er aus bester Hand ein Fläschchen lieblichen alten
Surrentiner sich holen und schickt' damit sich zum Bad an.

Bald erblickt ihn der Arzt. „O weh, Sie sehen so blaß aus!
„Und was machen Sie?“ „Gut, recht gut!“ „Sie nehmen in Acht sich!
„Halten es nicht gering! Die Haut fällt Ihnen ins Erdfarb“ — —
„Erdfarb selbst, Herr Doctor! Sie sorgen für sich! Ich brauche
„Keinen Vormund! Ich hab' ihn und werd' auch Sie noch begraben!“
„Nun, wohlan! ich rede kein Wort mehr!“

Und damit fährt der
Todtenblasse Mensch fein fort mit Schlemmen und Baden;
Jetzt keucht er mit Mühe den bösen schwefligen Odem
Langsam herauf; sein Fieber befällt ihn immer beim Wein noch,
Und der erwärmte Becher entsinkt den zitternden Händen.
Nackt schon klappern die Zähn' ihm, die fetten niedlichen Speisen
Läßt die schlotternde Lippe fallen — In kurzem ertönt die
Todtenglocke. Die Lichter brennen. Der Selige kommt nun
Wohlgesalbet mit Specereien aufs hohe Paradbett,
Streckt die kalten Füße der Thüre entgegen. Es heben
Ihn die Sklaven (seit gestern nun befilzete Römer!)
Auf die Schultern und tragen — —

„Elender! fühle den Puls mir!
(Hör' ich den Centurionen.) Was soll dein närrisches Märchen?

Lege die Hand mir aufs Herz. Hier schlägt kein Fieber. Die Füße,
Wie die Hände sind warm mir, warm zu den äußersten Spitzen."
Wohl! wenn aber ein Geldhauf plötzlich dir ins Gesicht kommt
Oder die schöne Nachbarin dich liebfreundlich herbeiwinkt,
Schlägt da ruhig dein Herz? — Es wird ein kaltes Gericht von
Hartem Gemüse dir vorgesetzt und Brod wie das Volk ißt;
Gelt! dir schmerzet der Gaum? man muß im Schlunde dir nachsehn.
In dem zarten Munde mag ein Geschwürchen wohl hecken,
Das doch gar nicht fein ist, mit Volkesborsten zu kratzen. —
Oder du frierst vor Furcht! dir stehn die Haare zu Berge.
Nun kocht wieder dein Blut vor Zorn als hätten es Fackeln
Angezündet! Die Augen flammen! Du sprichst und du thust ja,
Daß Orestes der rasende selbst für rasend dich hielte — —

Persius fünfte Satire.

Ein Gespräch mit seinem Lehrer Cornutus.

Cornutus.

Dichter machen es so: sie wünschen hundert der Stimmen,
Hundert Mäuler und Zungen sich her zu hundert Gedichten;
Mögen sie jetzt ein Märchen dem traurigen, tragischen Spieler
Herzukeuchen geben; wie oder die Wunden des Parthers,
Der sich den Pfeil aus der Scham zieht — —
Aber wozu das? wozu
Solche Bissen vom Riesengedicht den Leuten ins Maul zu
Werfen, daß sie dazu wohl hundert Schlünde begehrten?
Will der Spieler erhaben reden, so mag er die Wolken
Helikons lesen, wenn ihm der Progne, wenn ihm Thyestes
Blutiger Brate noch etwa dampft: ein Brate, von dem der
Abgeschmackte Glyko sehr oft muß speisen.

Du bist nicht
Einer der Art! Du treibst, auch wenn die Masse beim Feuer kocht,
Nicht mit Blasebälgen die Winde zusammen, du gehst nicht
Einsamkrächzend daher und murmelst unter den Zähnen
Weiß nicht was hochwichtiges her. Du bläsest die Backen
Nicht mit hohlem Geräusch auf, daß sie zerspringen möchten.
Nein! du sprichst wie die Menschen sprechen, aber die Worte
Fügst du scharf zusammen und bleibst mit Mäßigung rund stets;
Weißt die Sitten, die todtblaß Kranken, mit rechten Arzneien
Anzugreifen, und weißt des Fehls auch linde zu spotten.
Daran halt dich und laß den Herrn Mycenern ihr Gastmahl,
Blutige Köpf' und Füße; richt' du uns ein bürgerlich Mahl zu.

Persius.

Freilich treib' ich es nicht darauf, mit windigen Possen
Blätter aufzuschwellen, dem Dunst Gewichte zu geben.
Wir hier sprechen allein; und darum will ich (die Muse
Räth mir's) alle mein Herz vor dir ausschütten. Wie sehr du
Mir im Innersten lebest, wie viel von meiner Seele
Dein sey, süßester Freund, Cornutus, möcht' ich so gerne dir
Zeigen! Klopf' hier an! Du unterscheidest was hohl tönt
Oder voll ist; du weißt wie Wahrheit und die gemalte
Zunge reden. O hier, hier möcht' ich gerne mir hundert
Stimmen wünschen, es rein zu sagen wie sehr ich in allen
Winkeln meines Herzens dich festgeheftet mir habe,
Aufzuschließen in Worten was im geheimsten Gefühle
Mir wie ein unaufzeigbarer Schatz liegt.
Als ich ein Jüngling
Kaum die Purpurtoga, die Hüterin meiner zarten
Schüchternen Kindesjahre, dahingelegt und die Bulla
Meinen Laren geweiht, als schmeichelnde, leichte Gesellen
Und mein weißes männliches Kleid mir völlig erlaubten

Rings die Augen umher nach einer Lais zu werfen,
Auf der zweifligen Stelle der Jugendreise, wo öfters
Das des Lebens unkundige Herz mit Zittern auf Irren,
Auf Abwege geräth; da gab ich dir mich. Zarte
Jünglinge nimmst du auf in deinen Sokratischen Busen,
O Cornutus, und legst an ihre verzogenen Sitten
Unvermerkt dein Richtmaß und machst sie spielend gerade.
Nur die Vernunft muß an sie setzen; da ringet die Seele
Von der Vernunft besieget zu seyn, als Künstlerin formt sie
Unter deinem Finger das Antlitz neu. O ich denke
Noch dran, wie wir Sonnen hinab bis spät in die Nacht hin
Beide wie Einer lebten, mit Einem Mahl uns erquickten,
Eine Arbeit und Eine Ruh unter uns theilten,
Und beim Tische den Ernst mit keuschem Scherze vermischten.
Unsrer beider Tage, Cornutus, glaub' es gewiß mir,
Werden in Einem Bunde von Einem Gestirne gelenket;
Sey's entweder daß unser Leben die wahrheitkarge
Parze zusammen wog auf Einer glücklichen Wage,
Oder daß die Stunde, die treue Freunde verknüpfet,
Ein einträchtiges Schicksal wie unter Zwillinge theilte;
Daß mit Jupiters Gunst wir beide vereinet den Einfluß
Jenes bösen Saturns uns mildern. Wahrlich, ich weiß nicht
Welch glückselig Gestirn mich dir so innig hinanfügt.

Tausend Menschenarten und tausend Lebensgebräuche
Gibt es: jeglicher hat sein Wollen, seine Begierden.
Dieser erhandelt Pfeffer und indischen Kümmel, der bleich macht,
Gegen italische Waaren; er reist zur früheren Sonne
Deßhalb. Ein andrer mag des sanftbefeuchtenden Schlafes
Lieber genießen und satt und fett seyn. Diesem ist Martis
Feld sein Leben; jenem der geldverzehrende Spieltisch.

Andre modern der Venus im Schooß; wenn aber die Gicht kommt,
Und die Glieder ihnen, die dürren Aeste des alten
Buchbaums, bricht mit steiniger Hand, wie werden alsdann sie
Nur zu spät beseufzen daß ihnen im sumpfigen Nebel
Traurig und dick die Tage vergangen, daß ihnen das Leben
Ungenossen geraubt sey. Du, Cornutus, hingegen
Liesest Nächte hindurch dich blaß an Schriften der Weisen;
Denn du bist der Jünglinge Bildner, säest Kleanthes
Frucht ins feingereinigte Ohr. Ihr Jünglinge, Greise,
Kommt und lernet allhier des Lebens sicheren Endzweck,
Holet Reisegeschenk für jene Elend-ergrauten.
„Morgen wollen wir das!“ So wirst du morgen auch sagen:
„Wie? ist's denn so ein großes Geschenk, ein einziger Tag noch?“
Freilich ein großes Geschenk! Wenn Morgen kommet, so siehst du
Daß du das Gestern verthan; ein neuer Morgen bestiehlt dir
Wieder das Leben, und immer wird noch ein wenig dir Rest seyn.
Siehe die Räder am Wagen: es kehrt das hintere Rad sich
Immer dem vordern nah und kommt doch nimmer zum vordern:
So dein Heute; das nächste Morgen ist immer ihm vorwärts.

Freiheit gilt's hier; nicht die Freiheit die sich der Sklave,
Publius jetzt zu heißen und in der Velinischen Zunft nun
Auch vom schäbigen Korn sein Theil zu holen verdient hat.
Wahrheitdürftige Menschen, die glauben können, Ein Umdrehn
Schaffe Römer. Der tückische Dama, nicht einen Drei'r werth,
Er, ein Eseltreiber, ein Schurk' und Bube; bei seiner
Handvoll Futter stahl er; und nun kehrt plötzlich sein Herr ihn
Um: vom Augenblicke des Umdrehns geht ein andrer —
Marcus Dama daher. Ei, trägst du Bedenken, dein Geld hier
Auszuthun, und Marcus ist Bürge? fürchtest du dich noch
Deine Sache zu führen, und Marcus ist Richter? Marcus

Hat es gesagt: so ist's! „O unterzeichne doch, Marcus,
Dieß Vermächtniß!" — Ei das heißt Freiheit, die uns ein Hut gibt!

„Nein, kein andrer nenne sich frei, als dem es vergönnt ist
„Wie er will zu leben. Ich darf so leben; und also
„Bin ich freier als Brutus."
„Halt! du schließest zu eilig,"
Wird ein Stoiker hier mit seinem in beißendem Essig
Reingespületem Ohre sagen: „ich nehme den Satz an;
Aber die Worte: „„vergönnt, wie er will, zu leben,"" die laß weg!"
Denn seitdem ich mein eigener Herr vom Prätor hinwegging,
Warum sollte mir nicht, was ich nur wollte, vergönnt seyn?
Außer was die Gesetze mir untersagen — — Und also
Hör' und lerne! (Doch laß die zornige, rümpfende Miene,
Wenn ich dir auch ein Wörtchen, das dir die Amme gesagt hat,
Aus der Seele muß reißen.) Es lag in dem Amte des Prätors
Nicht den Narren die feinsten Pflichten und Gründe zu lehren,
Ihnen den besten Brauch des flüchtigen Lebens zu geben;
Eher stimmetest du die Harfe zu Eselshänden,
Und die Vernunft tritt selbst entgegen und lispelt ins Ohr dir:
„Keinem ist es erlaubt zu thun was er machend verdürbe!"
Das lehrt alles Menschengesetz und alle Natur dir:
„Was unwissende Schwäche nicht thun kann, sey ihr verboten!"
Wäge die Nieswurz ab zur Arznei, und wisse den Punkt nicht
Wo es genug ist: die Kunst der Arznei verbeut sich von selbst dir.
Jener gestiefelte Bauer, der nicht den Morgenstern kennt,
Wollt' er ein Schiff zu lenken sich unterwinden, der Seegott
Riefe vom Meer auf: Menschen, ihr habt die Welt verkehret!

Aber hat dich Weisheit gelehrt durchs Leben gerade,
Fest zu gehen; der Wahrheit Schein, das güldene Kupfer

Schon im hohen Klange vom Golde zu unterscheiden,
Hast du was dir zu thun ist, hast du was du lassen,
Jenes zuerst mit Kreide, dir dieß mit Kohlen bezeichnet,
Hast der Wünsche nur wenig, ein enges Haus, und den Freunden
Bist du lieb, und kannst dein Kornhaus schließen und aufthun,
Kannst errathen den Pfennig, der angenagelt im Koth ist,
Und verschmähst zu schlucken des Reichen Speichel — wohlan! magst
Du dir sagen und wahr es sagen: das habe, das kann ich,
So bist du der Freie, der Weise, den nicht der Prätor,
Den der gütige Jupiter selbst zum Freien gemacht hat.
Aber heuchelst du uns und da du kürzlich von unserm
Schrot und Korn noch warst, die alte Haut dir noch lieb ist,
Und bei gleißender Stirn der Fuchs im Herzen dir lauert,
So nehm' ich, was ich sagte, zurück und ziehe das Seil zu.
Knecht bist du; die Vernunft vergönnet dir nichts, und du sündigst
Wenn du den Finger ausreckst. (Was kann ich minderes sagen?).
Opfre Weihrauch; du wirst's mit keinem Weihrauch eropfern,
Daß an Narren nur Ein Quentchen Weisheit behafte.
Hier zu mischen ist Hochverrath. Der krüpplige Bauer
Wird vom Tanze Bathylls auch nicht drei Tacte dir tanzen.
„Frei bin ich!" wer machte dich frei? du Sklave so vieler
Herren! oder kennest du keinen Herren als den dir der Prätor
Loszählt? „Junge, gehe hin und trage den Striegel ins Badhaus
„Des Crispinus. Zögerst du noch, du Schlingel?" Ein harter
Dienst ist dieses, und du weißt nichts von solchem. Von außen
Treibet dich nichts und machet dir Arme; aber von innen?
Wenn im siechenden Herzen dir täglich viele der Herren
Aufstehn, bist du leidlicher dran als jener, den Peitsche
Und die Furcht vor dem Herrn zum Striegel und in das Bad treibt?
Morgens schnarchest du faul; der Geiz ruft: auf, willt du noch nicht
Auf? Den Augenblick auf! „Ich kann nicht!" Auf! „und was soll ich?"

Frägest du noch? Karauße und Castorfelle und Weihrauch,
Ebenholz und Coische Weine vom schwarzen Meere
Herzuholen aus erster Hand, dem müden Kamele
Pfeffer abzuladen; das setze dann um, und du schwörst auch — —
„Aber Jupiter hört's!" O Dummkopf, wenn du mit dem willt
Eng in Freundschaft leben, so bohre immer dein armes
Salzfaß und begnüge dich mit. Die Stimme des Geizes
Schrecket dich auf, du gürtest, ein Knecht, dich schnell mit dem Pelz um,
Schickest den Weinkrug zu und nun zu Schiffe! — Der Schifffahrt
Steht nichts weiter entgegen als daß die witzige Wollust
Dich bei Seite führet: was willt du, Thor? wohin rennst du?
Schwillt die Galle dir so in siedender Brust, daß des Schierlings
Ganze Flasche sie dir nicht hat löschen können? hinüber
Ueber das Meer willt du? Du willt mit hanfenen Stricken
Sitzen und von der Schiffbank speisen? Garst'ges Pech soll
Deinen rothen Vejenter im Schiffsgefäße verderben?
Und wozu das alles? daß dir, statt ehrlicher Zinsen,
Fünf vom Hundert, dein Geld eilf karge Procente gewinne?
Thue dir wohl! Laß uns die süße Blume des Lebens
Brechen! nur das heißt leben. Im Tode wirst du doch nichts als
Schatten und Asch' und ein Märchen. Denke des Todes fleißig!
Schnell verfliehet die Zeit; sie flieht indessen ich rede — —
Wie nun? was ist zu thun? Sie ziehn mit doppeltem Hamen
Hieher dich und dorthin; welchem von beiden gehörst du?
Welchem folgst du? Du mußt bald dem, bald diesem. Ein Sklave
Immer getheilt, und ungewiß immer, wechselnd und elend,
Glaub' auch nicht, wenn du einmal Nein sagst und dem Befehle
Widerstrebest, du seyst schon frei; du habest die Ketten
Losgerissen! Der Hund reißt auch mit Mühe den Strick los,
Aber er schleppt ihn mit sich am Halse; man faßt ihn bald wieder.

Davus, ruft Chärestratus aus (und beißt sich die Nägel
Wund), ich befehle dir, Davus, es stracks zu glauben; ich will mir
Alle die Schmerzen vom Halse schaffen. Was soll ich denn meinen
Braven Anverwandten zur Schande leben? und soll mein
Väterlich Gut mit übelm Gerücht vor einer unzücht'gen
Schwelle verthun, indem ich mit ausgelöschter Fackel
Vor der benetzten Thür der Chrysis trunken ein Lied sing'.
„Bravo, Junker, werden Sie klug und weihen den Göttern,
„Die Sie vom Unglück retten, ein Lamm!"
„Was meinst du aber,
„Davus, wird sie nicht weinen, wenn ich nicht komme?"
„Sie scherzen,
Junker, den rothen Pantoffel wird sie erheben, und dir es
Wehren daß du forthin nur mucksend am engern Netz ziehst."
Jetzt ist der Junker muthig; sie darf nur pfeifen, so ruft er:
„Gleich! ich komme!"
„Nu, wie denn, Davus? auch wenn sie rufet,
„Wenn sie bittet, soll ich nicht gehn?"
„Wenn du von ihr los bist,
„Ganz von ihr los bist: nein!" —
Sieh, das ist, das ist der Freie,
Den wir suchen; nicht der den des Lictors Splitterchen freischlägt.
Sollte der Volkesschmeichler im weißbekreideten Kleide,
Wie ihn nach Aemtern schnappend die Ehrsucht immer umherzeucht,
Sollte der frei und sein seyn? Erwache, ruft ihm die Ehrsucht,
Warte den Großen auf, streu Erbsen unter das Volk hin,
Reichlich, daß sich die sonnenden Greise deiner Aedilschaft
Einst erinnern noch mögen: ei der gab herrliche Spiele!
Wißt ihr? am Florens-Fest? habt ihr je schönre gesehen?
Oder bist du ein Jud' und kommen die Tage Herodes,
So steck dampfende Lampen ans Fenster, bekränze die Lampen

Mit Violen und salbe das Fenster, daß alles Ein Dampf sey!
Siehe die rothe Schüssel ist aufgetragen. Der Thunfisch
Wedelt schwimmend umher mit dem Schwanze; der Becher ist
Weins voll.
Tritt nun schweigend herbei und murmle mit blassem Gesichte
Deinen beschnittenen Sabbath.
Auch du, den schwarze Gespenster
Und, wenn ein Ei bricht, traurige Furcht schreckt: jagen die Gallen
Hochbeleibet und jagt der Isis spielende Priestrin
Mit Klapper dir Beben ins Herz, es möchten die Götter
Dir mit Schwulst in den Körper fahren, wenn du nicht Morgens
Nach dreimaliger Segnung ein Knoblauchsköpfchen hineinifs't —
Bist du ein solcher, Freund, und nennst dich frei und dein selbst Herr?
Nur der Weise — — doch st! kein Wörtchen sage davon den
Weitgespreizeten Centurionen, oder der große
Riese Pulsennius wird ein plump Gelächter erheben:
„Hundert griechische Weisen! ich gebe kein schäbiges Aß drum!"

6.

Fabeln,

zum Theil nach Phädrus.

Fabeln.[1]

Den Fabelinhalt, den Aesopus fand,
Hab' ich sechsfüß'gen Versen eingeprägt,
Zwiefachen Zweckes: daß mein Buch ergötz',
Und daß mit kluger Unterweisung es
Berathe. Wer nun etwa tadeln will
Daß Bäume sprechen und nicht Thiere nur,
Der denk', es sey der Fabeldichtung Scherz.

1.
Wolf und Lamm.

Zu einem Flusse kamen Wolf und Lamm,
Dürstend. Den Fluß hinaufwärts stand der Wolf,
Das Lamm weit abwärts. Und mit frechem Maul
Erhub der Mörder stracks Ursach zum Streit.
Was trübst du, schrie er, da ich trinken will,
Das Wasser mir? Wie kann ich, sprach mit Zittern
Das sanfte Schaf, wie kann ich es, o Wolf,
Da ja herab von dir der Strom mir kommt!

[1] Die meisten sind aus Phädrus, andre nach verschiedenen andern Fabeldichtern gebildet

Zurückgetrieben von der Wahrheit Macht,
Begann er wieder: vor sechs Monden hast
Du schlecht von mir geredet, das weiß ich.
Ach, sprach das Lamm, vor jenen Monden lebt'
Ich ja noch nicht. So that dein Vater es.
Und damit griff er und zerriß das Schaf,
Schuldlosen Todes. Diese Fabel gilt
Dem der mit Ränken Unschuld unterdrückt.

2.
Adler und Fuchs verbinden sich.

Freundschaft verknüpften Fuchs und der Adler einst;
Als Nachbarn beide wollten sie leben nun:
„Nimm deine Wohnung unterm Baume,
„Droben im Neste desselben sitz' ich.“

So sprach der Adler. Höret, was bald geschah!
Der Adler hungert: „Siehe der Nachbar ist
Anjetzt daheim nicht; auf! in des Nachbars Nest!“
Er flieht hinab — und zehrt ihm die Jungen auf.

Der Fuchs rückkehrend klagete laut (umsonst!)
Den Räuber an, der hoch ihn verachtete.
Das Schicksal fand den hohen Räuber
Auch auf dem Gipfel des hohen Baumes.

Einst treibt die Raubgier ihn zum Altare hin;
Er hascht das Opfer, mit ihm die Opfergluth;
Die trägt er siegend hin in das Nest mit sich.
Die Winde wehen droben, das Nest entflammt,
Des Adlers Jungen fallen versengt hinab:

Der Fuchs erhascht sie, freut der Beute sich,
Noch mehr der Rache die an dem Feind er nahm.
Treulosigkeit bleibt selten unbestraft.

3.

Adler, Hase und Käfer.

Verfolgt vom Adler flohe zum Käfer einst
Der Hase. Jener flehet den Adler an
Um seines Schutzfreunds Leben, doch unerhört!
Und ew'ge Rache schwöret der Käfer ihm.

Wie sie zu nehmen? — Suchend des Adlers Nest,
Der ausgeflogen, rollt er die Eier ihm
Fels ab; — die Eier liegen zerbrochen da;
Nun baut der Adler höher das neue Nest.

Der Käfer kriecht zum höhern Nest empor
Und rollt die Eier wieder den Fels hinab;
Der Adler fliegt zu Jupiter selbst, vertraut
In seinen Schooß ihm seines Geschlechtes Pfand.

Der Käfer schleicht hinauf, und dem Jupiter
Selbst spielt er Mist in Schooß: es ergrimmt der Gott,
Und schüttelt Mist und Eier hinweg; da tritt
Vor seinen Thron hin klagend der Käfer, rügt
Das Unrecht, das der Adler nicht ihm allein,
Das Unrecht das er Jupitern selbst gethan.

Des Gastrechts Schützer weiß dem geliebten Aar
Nicht auszuhelfen; aber er will doch nicht
Der Adler ganz Geschlecht der Käfer
Willen vertilgen, sondert daher die Zeit
In welcher Adler und Scarabäus lebt.

So sichert zwar er seines Geliebten Brut,
Doch unvergänglich bleibet des Käfers Haß.

Auch Schwächern angethanes Unrecht
Schadet dem Frevler unausgelöschet.

4.

Der gesundgewordene Kranke.

Es schwur ein Kranker, wenn er genesete,
Den Göttern hundert Ochsen — und er genas.
Er brachte seine Hekatomb in hundert
Ochsen von Brod — und lachte des Gelübds.

Im Zorn die Götter ihm sandten einen Traum:
„Geh hin ans Ufer, grabe, da findest du
Den Schatz, der mehr als hundert Talente werth!"
Erwachet eilt er an den bestimmten Ort,
Und gräbt: Da kommen Räuber; sie schleppen ihn
Als Sklave fort. Weinend fleht er die Götter an
Um seine Rettung, und gelobte
Alle Talente, die er dort fände.

Umsonst; er wird um hundert Denar als Knecht
Verkauft. Die Götter wissen zu strafen den
Der sie betrügt, durch Täuschung, Traum und Wahn.

5.

Die Frösche bitten Zeus um einen König.

Bei billigen Gesetzen war Athen
Einst blühend, bis muthwillige Freiheit erst
Parteien schuf, und kühne Frechheit dann

Den alten Zügel gar zerstückte. Die
Parteien retten sich, indeß das Schloß
Pisistratus besetzt, allein gebietend. — —
Da klagten sie der Knechtschaft traurig Joch,
Nicht weil es grausam, sondern weil es neu
Und allen ungewohnte Bürde war.
Und da sie dieses klagten, sprach Aesop:

Die Frösche schweiften einst im freien Sumpf
Nach Herzenslust; da baten sie vom Zeus
Großen Geschreis sich einen König, der
Die ausgelass'nen Sitten bändigte.
Der Gott der Götter lachte, und gab ihnen
Ein Stöckchen, das, da es ins Wasser klatscht,
Aufschrecket und erregt die Fürchtenden.
Indeß steckt' es im Koth und steckte lang,
Bis allgemach ein kühnes Fröschlein leise
Den Kopf aufrecket, und den König ausspäht;
Und ruft die andern alle keck hervor.
Dreist hüpfen sie nun in die Wett' heran,
Und hüpfen muthig auf den König Stock,
Besudeln ihn mit jeder kleinen Schmach
Und senden andere Gesandtschaft auf
Zum Jupiter um einen andern König:
Der den sie jetzt besäßen, tauge nichts. —
Da sandt' er ihnen denn die Schlange, die
Mit scharfem Zahn sie nach einander griff.
Vergebens fliehn die Unbewaffneten
Dem Tod; Furcht nimmt ihnen Stimm' und Laut.
Nun geben insgeheim sie dem Merkur
Auftrag an Zeus, daß er den Leidenden

Beistehe. Aber also spricht der Gott:
Weil ihr denn euer gutes Schicksal nicht
Ertragen konntet, tragt das böse nun.
Auch ihr denn, sprach Aesop, tragt euer Weh,
Daß euch nicht gar vielleicht noch weher werde.

6.

Die mit fremden Federn geschmückte Krähe.

Daß man auf fremde Güter stolz zu seyn
Nie lüste, sondern in dem Eignen nur
Bescheiden-glücklich lebe, sprach Aesop:

Ein' aufgeblasne, eitle Krähe las
Sich Federn, die dem Pfau entfallen waren,
Vom Boden auf, und schmückte sich damit:
Und fortan kennt sie ihr Geschlecht nicht mehr,
Und mischt sich in der Pfauen schöne Schaar.
Was wird? der Unverschämten hacken diese
Die Federn aus und beißen sie hinweg.
Und als sie übel so belohnt und traurig
Sich zu den Ihren stiehlt, erduldet sie
Von ihnen gleichen Rückweis, gleiche Schmach.
Da sprach von denen die sie einst verschmäht,
Ein Alter: Hättest du mit uns und dem
Was die Natur dir gab vergnügt gelebt,
Dich träfe jener nicht, nicht dieser Schimpf.

7.

Das Bündniß mit dem Löwen.

Mit Mächtigern ein Bündniß stiften, ist
Gefährlich: das lehrt diese Fabel euch.

Ein Bock und eine Kuh und das geduld'ge Schaf
Gesellten sich zum Löwen auf die Jagd.
Sie fingen einen großen feisten Hirsch,
Und wollten theilen. Höret, sprach der Leu:
Vier Theile liegen da; den ersten nehm' ich mir
Dieweil ich Löwe bin; den zweiten gebt ihr mir,
Dem Stärkern; gleichfalls kommt der dritte mir zu gut,
Weil auf der Jagd das meiste ich gethan;
Und wer den vierten will, der messe sich mit mir.
So nahm er alles den Verbündeten.

8.

Der verspottete und gerächte Hase.

Wer andern Rath gibt und sich selbst nicht räth,
Der ist ein Thor. — Davon hört diese Fabel.

Ein Hase, von des Adlers scharfen Klauen
Ergriffen, seufzte laut und bitterlich.
Ein Sperling flog vorbei und zischt' ihn aus:
Ei doch, wo ist nun deine Schnelle? wie,
Daß du dein Fluchtpanier jetzt nicht ergreifst?
Er sprach's; da faßt ihn unvermuthet selbst
Der Habicht und verzehrt den Wimmernden.
In letzten Zügen sah's der Hase noch
Zum Trost in seinem Tod, und sprach zu sich:
Wohl mir! mein Spötter stirbt denselben Tod.

9.

Der Wolf und der Kranich.

Wer von Verruchten Lohn für sein Verdienst
Begehrt, der sündigt zwiefach. Erstens weil
Er um Verruchte sich verdient gemacht,
Und Lohn begehrt wo er kaum ungestraft entkommt.

In eines Wolfes Rachen steckt' ein Bein,
Das er zu gierig eingeschlungen, fest.
Es schmerzt ihn sehr; er lockt um großen Lohn
Dieß Thier und jenes an, ihm auszuziehn
Sein Uebel. Endlich, auf den Schwur des Wolfs,
Wagt es der Kranich, trauet seinen Hals
Der Länge nach des Wolfes Rachen an,
Und heilt ihn glücklich. „Gib mir," spricht er, „den
Mir zugeschwornen Lohn!" „Undankbarer,"
Antwortet der Genesene: „du hast
Von Glück zu sagen daß du deinen Hals
Aus meiner Kehle brachtest, und willst Lohn?"

10.

Der Besuch der Katze bei der Henne.

Gute Henne, du siehest so krank; was fehlet dir Armen?
Sprach die Katze; mich schmerzt, glaub' es, dein Ungemach sehr!
Zitternd sprach die Henne: besuchende Freundin, so bitt' ich,
Wandre vorüber; mir wird, wenn ich dich sehe, nicht wohl.

11.
Die Nachtigall und die Schwalbe.

Als einst die Schwalbe sich von dem Dorfe weit
Verirret, fand im Walde sie unverhofft
Die Schwester Philomele. Sie saß betrübt
Auf einem Zweig und klagte des Itys Tod.
„Willkommen mir, o geliebte Schwester," sprach
Die Schwalbe, „so lang hab' ich dich nicht gesehn.
Allein was machst du hier in der Wüstenei!
Wo deinen süßen Gesang du Thieren singst?
Komm mit mir auf das Dorf, zu den Menschen komm,
Sie alle wird dein liebliches Lied erfreuen;
Und bei mir sollt du wohnen." „O Schwester," sprach
Die betrübte Nachtigall und erseufzte tief,
„Zu Menschen ladst du mich, die mir alles Weh
Anthaten! Von ihnen kommt mein Unglück ja,
Und immer wird mir ihr Anblick bitter seyn.
O laß im wilden Walde mich hier allein,
Der Fels ist doch unschuldig an meinem Schmerz."

(Anhang.)

Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts in der Kritik.

Unter Kritik verstand man im Anfange des vergangenen Jahrhunderts noch etwas anders als zu Ende desselben ein bekannter Haufe darunter verstehen wollte. Allen vorhergehenden Zeiten gemäß nannte man mit diesem Wort die Wissenschaft und Kunst Schriften, insonderheit älterer Zeiten und fremder Sprachen, genau zu verstehen und zu beurtheilen; denn Kritik heißt Kunst der Beurtheilung. In welche Zeiten und welchem Verfasser ein Buch gehöre? ob es ganz und richtig zu uns gekommen? wie seine Schreibfehler zu verbessern? welche der Lesarten zu wählen? welchen Werth das Buch habe? Dieß waren die Fragen deren thätige Auflösung man von einem Kritiker begehrte; und wenn man hiebei Real- und Verbal-, höhere und niedere Kritik unterschied, so wollte man deßhalb keine von der andern sondern. Vielmehr ist die sogenannte höhere Kritik nur die geistigere, feine; ohne die wörtliche findet sie nicht statt, ohne den zeitmäßigen, örtlichen Verstand der Worte gehet sie gar in der Irre und träumet. Beide vereint, sind Seele und Körper.

Ob man nun gleich zu jener Zeit den Werth des Kritikers nicht so hoch anschlug als man bei der wiedererwachenden Liebe zu den Alten und bei Wiederfindung ihrer Schriften zu Erasmus, Ficins und Poggius Zeiten gethan hatte, so stand doch die Schule jener alten Kritik noch da. Man wußte was man von einem Kritiker fordern durfte, und forderte nach so viel vorhergegangenen Fußstapfen viel. Eine Sagacität Autoren und Zeiten zu unterscheiden, diese also zu kennen, im Geist eines Autors zu wohnen, seine Sprachweise sich eigen gemacht zu haben, vom Plan und Zweck seines Werks aus dessen eigener Seele gleichsam

unterrichtet zu seyn — dieß forderte man. Dieß bestrebten die besten Kritiker sich zu leisten. [1]

Wenn von der Beurtheilung neuerer Werke die Rede war, forderte man ein gleiches. Die Vorbilder Aristoteles, Longin, Cicero, Horaz, Quintilian, mehrere Scholiasten, Grammatiker und andere Beurtheiler eigener oder fremder Schriften standen da, wurden studirt und mit einer Art Verehrung, wo nicht mit Nacheiferung betrachtet. Ebenso waren vorhergegangene Kritiker mit Vorzügen und Fehlern dem Nachfolger im Auge; man sah und prüfte.

In Frankreich und England (in Italien hatte man's längst gethan) befliß man sich die Muttersprache rein zu sprechen und zu schreiben, die besten Schriftsteller in derselben neu herauszugeben und zu erläutern. Die Regeln der Kritik, die man in Horaz, Quintilian und Vida für die Poesie fand, suchte man wo nicht zu übertreffen, so doch seiner Zeit und Sprache anzueignen, wie Boileau's Poetik, Pope's Essay on Criticism, Swift's Anti-Longin, beider und Arbuthnot's Scriblerus und so viel andere gründliche und witzige Kritiken zeigen. Fast jede gebildete Nation Europa's hatte anerkannte Kritiker, gute Journale. Man ehrte die Stimme der Männer; diese achteten das Publicum zu dem sie sprachen, so wie ihren eigenen Ruf und den Schatten der Vorwelt.

Am Ende des verflossenen Jahrhunderts sollte es anders werden. Von der neuen kritischen Philosophie hatte die ganze Vorwelt nichts gewußt; dieß setzte man, unbekümmert über das was der oder jener Aeltere denn etwa auch gewußt, gesagt oder gemeinet habe. Vielmehr setzte die neue Kritik was er gesagt haben sollte, und zwar in ihrer eigenen neuen Sprache; denn jede andere und

[1] S. Elogium Tiberii Hemsterhusii autore Ruhnkenio, abgedruckt in Harles Vitis Philologor. Vol. IV.

die verständliche Sprache der Alten ward für popular, d. i. für untauglich erkläret. Rein schreiben mußte man gar nicht, sondern mystisch, barbarisch.

Die Zeit dieses Despotismus scholastischer Unwissenheit ist vorüber; mich dünkt, wir kehren wieder zur ältern Kritik zurück, die lehrreich den Sinn schärft, und für alles Große, Wahre, Schöne und Gute der Vor- und Mitwelt ihn unverfälscht öffnet. Ja, da die wahre Kritik nicht etwa nur aus Büchern, sondern vielmehr aus Geschäften und Erfahrungen hervorgeht und auf diese zurückwirket, mit wie geschärfterem Blick können und müssen wir jetzt Kritik üben! Ein Jahrhundert ist hinter uns, und fast in allem haben wir eine Revolution der Denkart durchlebet. Manche der Alten sehen wir jetzt (wer darf es läugnen?) mit ganz anderm Blick an; über vielerlei Dinge sind uns die Augen geöffnet!

1.

Richard Bentley.

Nicht als Gegner der Freidenker,[1] ob er wohl auch als solcher gelesen zu werden verdient; selbst nicht als erster Redner im Boylischen Institut,[2] obwohl er sich dabei gegen den Atheismus der mathematischen Grundsätze Newtons glücklich bediente und seinen Nachfolgern im Institut lange hierin ein Muster ward, sondern als Kritiker tritt Bentley hier hervor, im höchsten Sinne dieses Namens mit seinen Fehlern und seinem Ruhm.

Schon vor seinem 24sten Jahr hatte er eine Art Hexapla aufgesetzt, in die er columnenweise alle Worte der hebräischen Bibel

[1] Remarks upon a late discourse on Free-Thinking, in a letter to F. H. D. D. by Phileleutherus Lipsienis. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von E. E. Rambach. Halle 1745.

[2] Sermons on Boyle's Lectures. Vol. I. Lond. 1739.

alphabetisch und diesen gegenüber die verschiedenen Uebersetzungen dieser Worte chaldäisch, syrisch, latein nach der Vulgate, griechisch nach den 70, nach Aquila, Symmachus und Theodotion eintrug. Dieser Polyglotte fügte er eine Sammlung Lesarten und Verbesserungen des hebräischen Textes, einen zweiten Theil zu Capells Critica sacra bei. Leider ward er verhindert sich auf dieser Laufbahn öffentlich zu zeigen. Dagegen trat er zuerst mit kritischen Anmerkungen über den griechischen Geschichtschreiber Malala hervor;[1] bald wurde er mit dem jüngern Boyle, nachherigen Grafen Orrery, in einen Streit über die Aechtheit der Briefe Phalaris verwickelt, der ihm viel Ungunst, Haß und Spott zuzog, die Welt aber dagegen mit einem Reichthum seiner kritischen Kunde des Alterthums beschenkte, der ohne diese Veranlassung nicht zum Vorschein gekommen wäre.[2] Das Unglück plagte den jungen Charles Boyle daß er antwortete, und weil er die Lacher sowohl als die vornehme und artige Welt auf seiner Seite hatte, an diesem Riesen der Gelehrsamkeit zum Ritter werden wollte, wodurch er sich noch heftigere Streiche zuzog. Jetzt ist niemand auf seiner, alles steht mit vollem Uebergewicht auf Bentley's Seite.

Dann ging Bentley an die zwei ersten Lustspiele des Aristophanes;[3] dann züchtigte er le Clerks Ausgabe der Reste Menanders und Philemons, unmenschlich hart und grob, aber lehrreich.[4] Endlich kam seine langerwartete Ausgabe des Horaz

[1] 1690.

[2] Dissertation on the Epistles of Themistocles, Socrates, Euripides, Phalaris, the Fables of Aesopus etc. Sie ist latein übersetzt auch in Deutschland erschienen. Ein Schatz von Gelehrsamkeit und Alterthumskunde.

[3] 1710.

[4] Emendationes in Menandri et Philemonis reliquias, auct. Phileleuthero Lipsiensi. Traiecti ad Rhen. 1710, mit des ältern Burmanns Vorrede.

heraus,[1] in welcher er diesen Dichter nicht sowohl erläutern als seinen Text herstellen wollte; ein Unternehmen das er in vielen Stellen glücklich bestand, obwohl er in andern sich äußerst geschmacklos zeigte und sich auch hiebei die bittersten Kritiken zuzog;[2] denn die Schaar der Halbgelehrten haßte den gelehrten Bentley, nicht nur seiner Uebermacht, sondern auch seiner Härte, seines Stolzes wegen, in welchem er sich dreist als den Gelehrtesten seiner Zeit, der er wohl auch seyn mochte, geachtet haben soll. Eben dieser Haß der Gelehrten und die Furcht der Geistlichen vor ihm war Ursache daß seine angekündigte Ausgabe des N. Testaments nicht zu Stande kam; man besorgte daß er mit diesem Text wie mit Horaz umgehen würde. — Und warum sollte er's nicht? Mit allen Fehlern welche die Ausgabe gehabt hätte, wäre sie der Kritik äußerst nutzbar worden; jetzt ist, da sie unterblieb, ihr Verlust unersetzlich; denn ein Bentley mit seinem Kopf und seinen Vorarbeiten erscheint so bald nicht wieder.

Die andern Classiker auf die Bentley fürs Publicum Fleiß gewandt hat, sind Kallimachus, Terenz, Phädrus; beim zweiten ward er der Wiederhersteller der Terenzischen Versart und überhaupt der Metrik der Alten. Auf seinen Schultern standen die Kritiker nach ihm. Ueber viele Autoren, z. B. über Manilius, Cicero, Hesychius, Lucrez u. s., sind späterhin seine Anmerkungen benutzt worden, und überhaupt sollte kein Wort das Bentley in irgendeinem Fach des Alterthums und der Kritik schrieb unbenutzt bleiben. Zuletzt wagte er sich an eine Ausgabe von Miltons verlorenem Paradiese, die aber wenig Beifall fand, obwohl er seine

[1] Horatius Flaccus recensione R. Bentleii. Nicht die Cambridger Originalausgabe, sondern die Amsterdamer ist in Ansehung der Einrichtung und sonst die beste.

[2] Le Clerc's censure and judgment of Horace. The Odes and Epodes of Horace in Latin and English, with a translation of Dr, Bentley's Notes. Aristarchus Anti-Bentleianus u. f

Verbesserungen nicht wie bei Horaz in den Text rückte. In spätern Ausgaben findet man sie hie und da angeführt und meistens — widerleget.

Von **Bentley's** akademischen Streitigkeiten und Processen schweigen wir; traurig daß ein so seltner Mann, von dem man jeden Federzug auskaufen möchte, über solche Dinge, und wie unangenehm! Jahre verlieren mußte. Bei allem Aerger (der indeß ihm nicht schadete) lebte er achtzig Jahre. Seine kurze Grabschrift in der Capelle des Dreieinigkeitscollegiums zu Cambridge ist:

H. S. E.
Richardus Bentleius
S. T. P. R.
Obiit XIV. Jul. 1742.
Aetatis 80.

Mancherlei Gedanken drängen sich dem Leser auf, der **Bentley's** Talente und Schriften mit seinem Leben zusammen als Eins betrachtet.

1. Wie kommt's daß die Wortkritiker und Alterthumsgelehrten gewöhnlich die **gröbsten** Schriftsteller sind? Daß sie es seyen, haben sie, mit wenigen Ausnahmen, von Zeiten der Griechen her erwiesen; auch das verflossene Jahrhundert hindurch haben sich viele dieß Privilegium nicht untergehen zu lassen äußerst bemühet. Wirkt dieß etwa der gebildete Geist der Alten, mit denen sie sich beschäftigen, durch eine Figur die sie *ἀντίϑεσιν*, **Antithese**, nennen? damit was unter dem Text steht oder was über ihn gesagt wird, dem Text so ungleichartig sey als möglich, illustrandi causa? oder liegt die Ursache worin anders?

2. Wie kommt's daß die größten Männer die kurze Zeit ihres Lebens mit dem verlieren dessen man sie gern überhoben hätte, und was geringere Leute, Sklaven, statt ihrer thun sollten? **Bentley** verlor es mit unwürdigen Streitigkeiten und Rechtshändeln; da Anmerkungen von ihm über sämmtliche Alte die er gelesen (und gelesen

hatte er sie wohl alle), mit der flüchtigsten Feder entworfen, uns willkommener wären als selbst seine so wackern Predigten und seine Schrift gegen die Freidenker. Traurig, wenn äußere Umstände dieß veranlassen oder fordern; gewiß aber ist's keine gute Einrichtung, wenn bürgerliche Verhältnisse, das Ansehen gewisser Stände, Neid der Universitäten gegen einander hiebei obwalten; und so war's damals in England.

3. Was Swift und seine Genossen an Bentley verschuldeten,[1] hat ihnen die Folgezeit vergolten. Wenn er dem Ritter Temple gefällig, des jungen Charles Boyle Partei mit bitterm Spott, unkundig der Sache, nahm, so verunglimpfte Charles Boyle als Graf Orrery Swifts Namen ungerecht nach seinem Tode.[2]

Statt vieler Proben die von der Uebermacht des Bentley'schen Scharfsinns in der Kritik angeführt werden könnten, stehe nur eine hier, zumal sie, indem sie niederdrückte, auch aufhalf.

Als Tiberius Hemsterhuis, dessen Namen jeder mit Hochachtung nennet und an welchem Ruhnken, wie schon gesagt worden, das Bild eines vollkommenen Kritikers dargestellt hat,[3] in jüngeren Jahren sich seiner allgemein geschätzten Ausgabe des Julius Pollux unterzog, und über das was er als Probe leistete, von Grävius u. a. viel Lob empfing, bekam er auch einen Brief von Bentley, der ihn nicht nur lobte, sondern ihm auch eigene Verbesserungen mehrerer von Pollux angeführter griechischer Komiker mittheilte. Hemsterhuis, sie mit seiner Arbeit vergleichend, fand diese so tief unter jenen, daß er, mißvergnügt mit sich selbst, das Studium griechischer Kritik ganz aufzugeben im Begriff war, und

[1] S. Swifts Battle of the Books. Vol. I. seiner Werke.

[2] Orrery väterliche Briefe an seinen Sohn über Swifts Leben und Schriften. Uebersetzt Hamburg und Leipzig. 1752.

[3] Elogium Tib. Hemsterhusii auctore Dav. Ruhnkenio, abgedruckt in Harles Vitis Philologor. Vol. IV.

Monate lang kein griechisches Buch berührte. Mit Recht sagt Ruhnken: ich weiß nicht was andere denken; mir aber hat Hemsterhuis nie größer geschienen als da er dieß von sich offen gestand und seinen Zuhörern erzählte. Ein anderer, wie verschlagen hätte er das Mitgetheilte genutzt! wie künstlich vertuscht und verschwiegen! Eben aber dieser innere Stich zeigt an, welchen hohen und wahren Begriff der Ehre Hemsterhuis in sich trug; das Bekenntniß seines Irrthums verrieth wie große Dinge er sich zutraute. Wahr und schön sagt Celsus von einem ähnlichen Geständniß des Hippokrates: „Leichte Köpfe, die nichts in sich haben, lassen sich nichts nehmen, einem hohen Genius, und der noch nach Höherem strebt, ziemt, wenn er fehlte, ein gerades Geständniß seines Fehlers."

Eine Unterredung zwischen den beiden vielleicht schärfsten Geistern des verlebten Jahrhunderts, Swift und Bentley, im stillen Reiche der Abgeschiedenen, hat ein Engländer, obgleich schwach genug, gewagt;[1] statt dessen möge folgendes Gespräch die Schatten beider Mächtigen versöhnen.

2.
Kritik und Satire.

Kritik und Satire begegneten einander; diese grüßete jene, und nannte sie Schwester. Die Kritik, den Scepter in der Hand, sah sie vornehm an: „Wie kommen wir zu der Verwandtschaft, Dirne mit der Geißel? Ich die Richterin des Wahren, Guten und Schönen; und du?"

Satire. Ich bin es auch, und vielleicht auf eine wirksamere Weise. Mein Amt ist Thorheit zu verbessern, Laster zu bestrafen, jede verkehrte Denkart sowohl als Schreibart und Lebensweise

[1] Knox Versuche Th. 1. Versuch 12. S. 61 der Uebersetzung von Bamberger, Berlin 1781.

dem öffentlichen Spott darzustellen, und eben dadurch zu berichtigen, zu bessern.

Kritik. Halt, Anmaßende! Tadlerin also bist du, Spötterin, Höhnerin, nicht Richter. Und wer hat dich zu jenem Amt bestellt? Wer gab dir die Geißel?

Satire. Eben die die dir den Stab und das Schwert gaben, der Verstand und die Wahrheit.

Kritik. Daß du sie öffentlich brauchen solltest? Wer bürgt dir, wer dem Publicum dafür daß, was du verkehrte Denkart, Thorheit, Unziemenheit nennest, es auch sey? Wo hört das Laster auf Thorheit zu seyn? und wo wird die Thorheit Laster? Ueberdem Privatfehler öffentlich rügen, sie zur Schau stellen und verhöhnen — glaubst du daß dieß fromme und bessere? Es reizt und bringt auf; Rache bewirkt's und nicht Besserung.

Satire. Urtheilest du nicht auch öffentlich?

Kritik. Mit Gründen die überzeugen, mit Proben die bewähren; parteilos jederzeit, angemessen dem Gegenstande meines Urtheils, und der Wirkung die es hervorbringen soll. Meine Pfeile treffen und heilen; deine Streiche verwunden und heilen nie. Du verlachst, ich belehre und halte den guten Geschmack aufrecht.

Satire. Setze dich auf deinen Thron, Erhabene, und laß mich am Fuß desselben dir meine Lebensgeschichte erzählen; vielleicht wird dein Urtheil über mich milder.

Kritik. Auch auf der untersten Stufe desselben wirf die Geißel hinweg —

Satire. Sie ist mir lange zur Last gewesen.

Kritik. Nun erzähle; aber würdig des Orts den du einnimmst. Es ist der Thron der Wahrheit.

Satire. In meiner Kindheit war ich ein leichtsinniges, lustiges Mädchen. Was mir auffiel, alles Ungewöhnliche und Neue belachte

ich, nicht weil es ungereimt, sondern weil es ungewöhnlich und mir auffallend war. So machen's noch Affen, Kinder, gemeine und — bisweilen vornehme Leute. Ohne Prüfung lachen sie dem Ungewohnten ins Gesicht, bloß weil es ihnen auffällt.

Kritik. Eine Gewohnheit die höchstens schale Witzlinge macht, indem sie den prüfenden Verstand wie die stille Bemerkung, in welchem Stande es sey — verbannet.

Satire. Daher man mich auch in diesen Jahren nur die lachende Gafferin nannte. Der Neigung zu gaffen, fügte ich ein Talent bei das mir die Natur in reichem Maße gegeben hat, die Gabe nachzuahmen. Der Mensch, der Affe und der Spottvogel [1] haben, wie du weißt, dieß sonderbare Talent, das dein Aristoteles sogar zum Principium aller Kunst und Dichtkunst gemacht hat. —

Kritik. Laß meinen Aristoteles weg, Satire.

Satire. Einige Menschen besitzen es in solchem Grad, daß bei ihrer Nachahmung der Nachgeahmte in Gang, Gesicht, Gebärde, Sitten und Worten leibhaft dastehet; andern lächerlich, ihm aber deßhalb nicht erfreulich.

Kritik. Weil er in Caricatur dargestellt wird, mit Uebertreibung seiner Charakterzüge. So gar hoch setze ich diese übertreibende Mimik nicht.

Satire. Ich auch nicht; indessen ist sie weder die boshafte, für die man sie oft hält, noch die verständige, deren Maske sie oft annimmt. Talent ist sie; eine Art feiner Elasticität der Seele und des Körpers, die in der Schule des Verstandes und der Sittlichkeit erst ihre Anwendung lernen muß. Die Geschöpfe von denen ich leider den Namen trage, [2] hatten diese elastischen Organe, und waren nach Art der Affen sehr lustig.

[1] Mocking bird, ein amerikanischer Vogel.

[2] Die Satyrs und Satyrisken.

Kritik. Bei ihnen bildetest du dein Talent also?

Satire. Leider — oder soll ich sagen glücklicherweise? — finden sich diese Satyrs unter allen Nationen, und thun der Gesellschaft nützliche Dienste. Es gibt gewisse so lästige Charaktere in der Gesellschaft, die auch der Langmüthigste nicht ertragen kann: Anmaßende denen niemand zu widerstehen vermag, Freche die dem Unschuldigsten zur Last werden, Narren die sich mit ihrer Narrheit brüsten; auf der andern Seite verkappte Heuchler denen die Kutte entnommen werden muß u. s. Da brachte ich nun in Mitte der Gesellschaft, unter ihrem Schutz, zu ihrer höchsten Zufriedenheit das öffentliche Spott- und Schimpfspiel auf; du weißt, es ist beliebt bei allen lustigen Erdvölkern. Der dem die Ehre der Bemerkung widerfährt sitzt in der Mitte des Kreises, sein Gesicht bedeckt oder angenehm maskirt; ein Ziel der Witzespfeile des gesammten Cirkels. Oft muß einer nach dem andern an die Reihe; übelnehmen darf er keinen Spott; dieser ist die Freiheit des Festes. Ein Tadelspiel unter der Firma einer Gesellschaft war also mein erster Schauplatz, auf dem jeder Belachte über andere, und wenn er wollte auch über sich selbst, mitlachen konnte; jeder Censirte war Mitcensor.

Kritik. Ein gefährliches Spiel! Es läßt Groll und Feindschaft im Herzen nach. Außer dem Kreise unschuldiger Menschen und fester Freunde bleibe es den Wilden.

Satire. Und doch liebten deine Griechen das Scherbengericht übermächtiger oder übermüthiger Personen sehr. —

Kritik. Zu einer Zeit da sie auch noch wenigstens hierin ein wenig Wilde waren.

Satire. Die alte Komödie decomponirte den Helden; das satirische Stück das den Heldenspielen folgte gab dem kühnsten Spott Raum —

Kritik. Fahre fort in deiner Geschichte.

Satire. Gewiß wäre ich mit meiner Caricatur-Mimik und dem Tadelspiel zu Grunde gegangen, hätte mich nicht ein Mann aufgenommen der sich meinen Vetter nannte; Ausländer grüßten ihn mit dem Namen **El Gusto.**

Kritik. Der Geschmack, dein Onkel?

Satire. Er entwöhnte mich von leeren Gaffereien des Lächerlichen sowohl als von Grimassen der Nachäffung, so auch vom groben Tadel. Mit Hebebäumen, meinte er, müsse man niemand weder zu Tode kitzeln, noch im Spott zu Boden schlagen; also lernte ich von ihm zuerst die Kunst feinere Fehler zu entdecken, Thorheiten feiner zu zergliedern, falschen Glanz zu zerstreuen u. s. Sie nennen es jetzt Persiflage.

Kritik. Die Alten nannten's Ironie, und gaben ihr einen weit größeren Raum als dieser selbst zu persiflirende Name ihr je geben könnte. Er wird mißverstanden und mißbraucht, selbst von denen die ihn am öftesten gebrauchen.

Satire. „Nichts sey leichter, sagte mein Vetter, als auszischen, auspfeifen; es künde aber dieß unhöfliche Zeichen nichts an als lautes Mißfallen. Das Pfeifchen hingegen, das accompagnirt, bemerke und bezeichne die Stellen des Fehlerhaften leise." Er pries mir also vor allen meinen Freund Horaz an, Horaz den Sermonen- und Briefschreiber, Horaz den angenehmen Convivalen. „Eine Spötterei die sich dem dem sie gilt (äußere Rücksichten abgerechnet), im fröhlichen Gespräch nicht ins Gesicht sagen lasse, sey selten ein guter Einfall," sagte mein Onkel. Höhnenden Neckereien, dem Kneifen unterm Tisch bei freundlichem Gesicht, war er äußerst feind; solche Bübereien waren ihm verächtlich. „Confabulation," meinte er, „Sermon, Unterredung müsse der Scherz seyn der gefallen und bessern will; auch die strengste Wahrheit könne man lächelnd kräftiger sagen als der Eifer in Kanzelsermonen."

Kritik. Darin hatte dein Vetter sehr recht. Selbst deines Swifts zerreißender Witz, so sehr mich sein Verstand ergötzte, hat mich immer empöret.

Satire. Höre, wie der Arme dazu kam, an meinem Beispiel. Ich ging mit meiner Ironie zu deinen geliebten Künsten. Zur Komödie; sie konnte und wollte mich nur sehr beiläufig und subaltern gebrauchen. „Die Zeit des satirischen Drama's, der alten Komödie überhaupt sey vorüber," sagte sie; „komische Darstellungen fordere unsere Kunst, nicht etwa bloß satirischen Witz, satirische Grimassen und Streiche." Eben das sagte die komische Epopöe; selbst das kleine Epigramm verschmähete mich. „Persönliche Satire," hatte es das Herz mir zu sagen, „verachte ich; das Ziel auf welches ich meinen Pfeil richte muß für sich dastehen, auch ohne Nennung des Namens. Ein erdichteter ist ihm genug, oder — ein Querstrich den niemand auf eine Person deute." So zurückgesetzt, nicht ohne heimlichen Groll, lernte ich die böse Kunst — parodiren.

Kritik. Nun dann! So ganz böse ist diese Kunst nicht. Es gibt Parodien die auf die feinste, witzigste Art meine Stelle, die Kritik, vertreten.

Satire. Deren sind wenige; und selbst diese (Jammer und Schade!) gehen mit dem parodirten Stück unter. Besteht dieß, so vergessen wir gern der Parodie, damit sie uns den Genuß nicht störe. Lieber wollen wir das kleine Mahl, wenn es auch nicht zur Schönheit beitrüge, lieben oder wenigstens dulden, als daß wir uns an den Hohlspiegel erinnern mögen der es in übertriebener Häßlichkeit zeigte. Denn meistens (du kannst es nicht läugnen) sind die Parodien ein solcher Hohlspiegel wie eben meines Swifts Werke. Seinen nahrhaften Engländern zu Gefallen zog er die Linien seiner Caricaturen so lang und quer; er machte seine Umrisse so ausführlich, und malte sie in der eigensten Sprache der Thoren so aus,

daß Blödsinnige einige seiner Ironien, seine politen Gespräche z. B., für ächte Wahrheit nahmen. Sein Märchen von der Tonne brachte ihn daher um den Bischofshut; sein satirischer Vorschlag das Christenthum abzuschaffen, so massiv er ausgeführt ist, brachte ihn, den strengsten Vertheidiger der hohen Kirche und den religiösesten Mann, in das Gerücht der Irreligiosität. So lohnen darstellende Parodien, in denen er vielleicht der größeste Meister aller Zeiten war; denn überhaupt ist Ironie eine Würze für wenige Gaumen.

Kritik. Leider. Unter allen Nationen gibt es von Mißverständnissen derselben lächerliche Beispiele.

Satire. Ich ward also auch der Kunst zu parodiren müde; denn, sprach ich zu mir selbst, „warum der Schatte des Thoren seyn, der mit seiner Person verschwindet? Schaffe selbstbestehende Werke." Aber welche? und wie? Ich fragte meinen Lehrer darum, der mich von mancher Thorheit abgebracht hatte; er konnte mir aber keine Auskunft geben. Glücklicherweise fand ich da — meinen Vater. Siehe dort kommt er.

Kritik. Ei, dein Vater? Es ist mein älterer Bruder.

Satire. Ich also deine Nichte. Sophron [1] ist sein edler Name. Er änderte auch den meinen; ich heiße nicht mehr Satire.

Kritik. Wie dann?

Satire. Frage ihn darum selbst.

Sophron. Sie ist meine Tochter, ein Kind meiner fröhlichen Jugend. Ihre Mutter, die Nymphe Euphrosyne, vernachlässigte ihre Erziehung; sie hat sich aber nachher (das Zeugniß kann ich ihr nicht versagen) mancher Unart tapfer entwöhnet. Erkenne sie als deine Nichte, Schwester; sie kann dir dienen.

Satire. Ironie nanntest du mich, Vater, im edeln Sinne der Griechen. „Ich müsse keine Gattung," sagtest du, „sondern

[1] Nüchterner Verstand.

nur eine Art oder Figur ausmachen wollen." Seit ich zu diesem bescheidnen Selbsterkenntniß gebracht war, habe ich alle meine Bemühungen dahin geordnet. Du zeigtest mir die Thorheit meiner vorigen Anmaßungen, Vater, und noch mehr. Das Persiflage z. B. als eine Art vornehmen oder überfeinen Jargons, der in üppige, schiefcultivirte Zeiten gehöre; den sogenannten Humor, der sich gehen läßt wie ihn der Wind treibt, als eine gut' oder böse Laune, die doch auch Regel und Umriß haben müsse, oder sie werde selbst bei den interessantesten Charakteren bald unleidlich. Das Flitterspiel der Parodien hatte ich durch Schaden kennen gelernt; das Höckerichte und Falsche übertriebener Charaktere zeigtest du mir. Auf dem Theater sowohl als in der Zeichnung sind mir diese Caricaturen jetzt unleidlich; die Olla Potrida sogenannt satirischer Charaktere ist mir höchst zuwider. Ich wollte zum Lehrgedicht, zur Declamation, zur eifernden Predigt fliehen und mich in sie verweben; in Beispielen zeigtest du mir die Unform auch dieser Vermischung, in sehr berühmten Beispielen. Satirische Lehrdichter und Lehrprediger alter und neuer Zeit wurden in ihren Fehlern nicht geschonet. Aus allem sah ich wozu ich einzig bestimmt sey; darf ich's sagen?

Kritik. Warum nicht?

Ironie. Eine Ausrichterin deines Amtes zu seyn, hohe, feste Kritik; ich bin deines Geschlechtes. Wäre ich dieß nicht, läge dein Urtheil, auf prüfender Wage gewogen, mir nicht zum Grunde; woher bekäme ich auch zum lindesten Tadel Vollmacht? Was für einen Grund hätte er? welche Wirkung könnte er haben? Nun aber, entsprossen aus eurem Blut, und vom Geist meiner Mutter zugleich beseelet, stehen mir alle Gestalten zu Gebot, in denen ich nie mir selbst, desto leichter aber jeder Gattung des Vortrages diene. Der Epopöe wie dem Drama, der Erzählung und Fabel, selbst dem kleinen Sinngedichte trage ich unsichtbar Wendungen

oder Materie herbei, zeige mich nur Augenblicke und verschwinde. Jeder Gattung lasse ich ihre Regeln wie ihre Namen; so überbringe ich auch, Tochter der Themis, deine Aussprüche, deine Befehle. Ich überreiche sie jedem wie er es verdient, nach Person und Sache; dem leichtsinnig, jenem ernst; dem lächelnd, dem lachend, dem spottend, dem Caliban zwickend —

Kritik. Du bist also mein Ariel, Nichte.

Ironie. Der werde ich stets willig zu deinem Dienst seyn; jederzeit auf die leichteste Weise. Vorzüglich werde ich in der Conversation, im Gespräch, im Sermon, in der Erzählung, am liebsten im Roman, der alle sie verbindet, meine Rolle spielen. Meine größesten Lieblinge, Sokrates und Lucian, Horaz und Galiani, Cervantes, Addison, Swift, Voltaire, Sterne zeigten sich in dieser Manier; wie viele müßte ich deren noch nennen wenn ich aller Namen nennen wollte! Meinen Jean Paul indeß vergesse ich nicht, in dem nebst seinem eignen, Swifts, Fieldings und Sterne's Geist mit einander ihre Wirthschaft treiben. Künftig sey mein erstes Geschäft den Mißbrauch meines ehemaligen Namens auszurotten, und die mancherlei Würdigen die der Name beschimpft hat aus Grundsätzen der Kunst selbst zu rehabilitiren. Dieser Name, er erinnere an den Satyr oder an die Brockenschale (lanx satura), er werde mit y oder mit i geschrieben, ist mir fortan zuwider.

Kritik. Und warum zeigtest du dich mir dann mit der verhaßten Geißel?

Ironie. Damit ich hier vor deinem Thron die verhaßte auf immer wegwerfen könnte, indem ich ein anderes Symbol aus deiner Hand erwarte.

Kritik. Das soll dir werden. Zuvor aber sage mir: von wem empfingst du die Gabe dich zu verwandeln?

Ironie. Von meiner Mutter, einer Nymphe unsterblichen Geschlechtes; Euphrosyne war ihr Name. In meiner Kindheit verließ sie mich bald. „Ich werde um dich schweben," sagte sie, „und in Gefahren deine Schritte leiten; aber erziehen mußt du dich selbst, und kannst es kraft deines Vaters. Zu seiner Zeit erscheine ich dir wieder." Sie erschien mir gestern, lobte mich und gab mir — diesen Ring und diesen Helm. Beide machen mich unsichtbar, und verwandeln mich wie ich will; doch unter harten Gesetzen die keinen Mißbrauch dulden. Gebieterin, sie wies mich zu dir; meine Verwandtschaft aber sagte sie mir nicht; daher nannte ich dich, verzeihe es, Schwester.

Kritik. Empfange dann dieß Werkzeug aus meiner Hand, das beste was ich dir geben kann, diesen Köcher voll Pfeile und diesen Bogen. Einst erlegte Diana damit das streifende Wild auf den Bergen; Amor stahl ihr Bogen und Köcher als ihr Blick an Endymion hing, und tauchte jeden Pfeil in den castalischen Quell. Jetzt trifft er ohne tief zu verwunden; sein Schmerz ist immer heilsam. Deiner Pflicht getreu, gebrauche den Bogen menschenfreundlich; er macht sich klein und groß. Des Köchers Pfeile sind mannichfaltig.

Sophron. Ich schenke dir nichts; denn mit deiner Gabe der Verwandlung hast du alles. Als Dienerin der Kritik gebe ich dir nur Eine Lehre: „bemerke stets im Besondern das Allgemeine; das Allgemeine führe stets auf das Besondere zurück." Ein Dichter der in seinen Darstellungen dieß zu thun nicht vermag, ist kein Dichter; wer es im Urtheilen nicht zu thun weiß, kein Kunstrichter. Von Knüpfen kommt dein neuer Name her; ich würde dir ein Netz schenken Thoren zu fangen und sie in Weise zu verwandeln, wenn du es bedürftest. Knüpfe deine Fragen weise zusammen; das Innere des Gemüths hole hervor.

Ironie. Da ich die Macht habe in Gestalten beiderlei Geschlechts als Iron und als Ironie zu erscheinen, so werde ich mich eurer Gaben und eures Raths dankbar erfreuen.

Sophron. Lebe wohl, Tochter.

Kritik. Lebe wohl, Nichte. Die Welt hat deiner nöthig; bringe mir bald von deinen Verrichtungen Nachricht. [1]

2.
Wilhelm Baxter.

Ungern nennen wir diesen Namen dicht hinter Bentley; der Zufall indeß hat gewollt daß seine Ausgabe des Horaz, die mit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts erschien, [2] bis zum Ende des Jahrhunderts in den Händen vorzüglich der Deutschen verblieb. J. A. Fabricius hatte sie als eine zum Lesen des Dichters bequeme Ausgabe empfohlen; [3] J. M. Geßner begleitete sie mit seinen Anmerkungen, in denen er seinen Commentator zwar oft widerlegen mußte, ihm indeß durch sein Ansehen mehr Credit gegeben hatte als er verdiente. [4] So kamen bessere Anmerkungen in den Schatten, bis am Ende des Jahrhunderts eine Ausgabe erschien die unserer Nation zur Ehre gereichet. [5] Werde sie glücklich vollendet,

[1] Der verständige Leser wird bemerkt haben daß in dem vorstehenden Gespräch einestheils die Gränzen zwischen Kritik und Satire, die oft verwirrt werden, haben gezogen, anderntheils eine Geschichte der Satire in ihren Arten und Zweigen hat entworfen werden sollen. Die Analyse dessen mit Belegen der Geschichte wird ein künftiges Gespräch geben.

[2] *Q. Horatii Flacci eclogae*: una cum scholiis perpetuis: adiecit et sua Guil. Baxter. London 1701.

[3] Bibl Lat. Vol. I. L. 1. cap. 13. c. 3.

[4] Lips. 1757.

[5] Horatii Flacci opera, illustravit *Christ. Guil. Mitscherlich.* Vol. I. II. Lips. 1800.

diese reiche und fleißige Ausgabe, in der man nicht nur das Beste was über Horaz gesagt war beisammen findet, sondern auch mit einem eigenen gesunden Urtheil des Herausgebers zu den Quellen geführt wird aus denen Horaz selbst schöpfte.[1]

Bei keinem Dichter des Alterthums indeß wünscht man sich, wenn man ihn einmal durch einen guten Commentar oder Lehrer verstehen gelernt, allen Commentar so gern weg als bei Horaz. Ohne alle Dilogien Baxters, ohne alle Zwischen- und Einreden seinee Bewunderer und Freunde will man den guten Gesellen, den verständigen, klugen, sittsamen, kunst- und lehrreichen Liebling der Grazie allein genießen und gleichsam mit ihm wohnen.

Horaz hat das Glück gehabt von Menschen aller Art, die sich sonst um Dichter wenig bekümmern, von Welt-, Erfahrungs-, Geschäfts-Männern, und zwar bis zum höchsten Alter hinan, unvergeßlich geliebt zu werden. Greise die keinen Römer lasen, lasen ihn, und hatten Stellen aus ihm im Munde. Jünglingen raubt er gewöhnlich das Herz, gebildete Frauen waren ihm hold, und wen eine der seinigen gleiche Muse mit günstigem Blick ansah, zu dem kehrte er immer freundlicher wieder. Welche Heere von Dichtern haben ihn übersetzt, nachgeahmt, mit ihm gewetteifert, ihm nachgeeifert! Seine stolze Zuversicht

Non omnis moriar, multaque pars mei
Vitabit Libitinam —

ist nicht nur erfüllt, sondern übertroffen worden. Fast zweitausend Jahre hindurch hat er allen gebildeten Nationen der Welt gesungen, sie ergötzt und die feinsten Seelen geleitet!

[1] Ein Verzeichniß der weitern Ausgaben des Horaz im vergangenen Jahrhundert liefert die **Bibliotheca Horatiana, Lips. 1799,** und die Einleitung zu Mitscherlichs Horaz.

3.
Thomas Creech.

Der große Verehrer des **Lucrez**, des **Horaz**, **Juvenals** u. a. vorzüglich des ersten, er der ihn durch Ausgabe, durch Paraphrase und Uebersetzung ins Licht stellte,[1] schloß mit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts sein Leben. Engländern und Deutschen ist er seines Lucrez wegen eben so unvergeßlich, als **Marchetti** den Italienern.[2] Das dritte Zeitalter der Lucrezischen Ausgaben fangen die Kunstrichter von ihm an;[3] sowie es gerade nach einem Jahrhundert mit **Wakefields** Ausgabe und **Bentley's** Anmerkungen endet.

„Ganz in sich hatte er den **Lucrez** getrunken," sagen die Bipontiner, so auch **Gassendi**, so mehrere Anhänger Epikurs unter Alten und Neuern. Vielleicht hatte keine Schule so begeisterte Jünger als diese.

Woher dieß? Den schlechten Triebfedern, denen nur Unwissende dieses Systems diese treue und ganze Anhänglichkeit beimessen, wollen wir's nicht zuschreiben, träger **Wollust** nämlich oder einer **Laffen-Irreligiosität**, in dem Sinn wie wir das Wort nehmen. Epikurs Wollust (schöner, aber mißbrauchter Name) war das reinste Vergnügen dessen die menschliche Natur fähig ist. Den Wahn, die schädlichen Irrthümer die das Menschengeschlecht unter dem Joch des Aberglaubens und Pfaffenthums, unter der Hülle ewiger Blindheit zurückhielten, bestreiten auch wir; auch wir suchen das Licht und die

[1] Lucret. de rerum natura. L. VI. interpretatione et notis illustrati a *Thoma Creech*. Oxon. 1695. Amst. 1701

[2] Di Lucrezio Caro l. 6. tradotti in verso toscano da Alless. Marchetti. Londra 1679. 4.

[3] Editor. Bipont. notit. liter. XXV.

[4] Lucretium totum imbiberat *Creech*, ibid.

Freude sicherer Wahrheit, deren er und seine Schüler sich so hoch freuten. Diesem Wahn entkommen zu seyn, im Aether reinerer Ideen zu athmen, das war ihre Wollust, ihr Nektar. Die feste Ordnung der Natur zu kennen und in ihr sicher zu wohnen, war ihre Prometheische, mehr als Götterfreude.

Es kommt nicht darauf an ob die Art wie sie sich die Natur erklärten, und eine feststehende Ordnung derselben erwiesen, uns die wahre, die richtige dünke; ihnen dünkte sie es nicht; sie ward von ihnen angenommen, geglaubet. Daher der hohe Triumphton mit dem Parmenides, Empedokles, und nach ihnen Lucrez den Sieg ihrer Weisheit ankündigen. Wie Hercules treten sie auf, ins Fell des erschlagenen Löwen gekleidet; wie Simson stehen sie da, die ausgehobenen Thore des Feindes auf ihren Schultern. Sprachen (wenngleich nicht so laut und kühn) in spätern Zeiten die Bruno's, die Campanella's, und wer sonst die wahre Ordnung der Natur einzusehen und festzustellen glaubte, anders? Lobpreisungen dieser Art dringen uns in Lucrez ans Herz, weil sie vom Herzen kommen, da innig gefühlte Wahrheit und Wärme sie belebet. Frei von Banden fühlen wir uns wie sie: hoch über dem Wahn, in Götter-Ruhe, in Götter-Klarheit.

Ein Gefühl davon möge denen die es werth sind folgender Anfang einer Uebersetzung des Lucrezischen Gedichts geben. Vergessen macht eine Uebersetzung solcher Art Creech, Coutières, ja Marchetti selbst; denn weder in englischen Reimen noch in den Versi Toscani hört man die Stimme jener weiten römischen Brust die wie eine Tuba tönet. Unsere Sprache allein tönet ihr nach.[1]

[1] Man findet diesen Anfang einer Uebersetzung des Lucrezischen Gedichts von Herrn v. Knebel im IX. Stück der Adrastea.

Freude sicherer Wahrheit, deren er und seine Schüler sich so hoch freuten. Diesem Wahn entkommen zu seyn, im Aether reinerer Seen zu athmen, das war ihre Wollust, ihr Nektar. Die feste Ordnung der Natur zu kennen und in ihr sicher zu wohnen, war ihre Prometheische, mehr als Götterfreude.

Es kommt nicht darauf an ob die Art wie sie sich die Natur erklärten, und eine festbestehende Ordnung derselben erwiesen, uns die wahre, die richtige dünke; ihnen dünkte sie es nicht; sie ward von ihnen angenommen, geglaubet. Daher der hohe Triumphton mit dem Parmenides, Empedokles, und nach ihnen Lucrez den Sieg ihrer Weisheit ankündigen. Wie Herculesse treten sie auf, ins Fell des erschlagenen Löwen gekleidet; wie Simson stehen sie da, die ausgehobenen Thore des Feindes auf ihren Schultern. Sprachen (vermuthlich nicht so laut und kühn) in spätern Zeiten die Bruno's, die Campanella's, und wer sonst die wahre Ordnung der Natur einzusehen und festzustellen glaubte, anders? Lobpreisungen dieser Art bringen uns in Lucrez ans Herz, weil sie vom Herzen kommen, da innig gefühlte Wahrheit und Wärme sie belebet. Frei von Banden fühlen wir uns wie sie: hoch über dem Wahn, in Götter-Ruhe, in Götter-Klarheit.

Ein Gefühl davon möge denen die es werth sind folgender Anfang einer Uebersetzung des Lucrezischen Gedichts geben. Vergessen macht eine Uebersetzung solcher Art Creech, Coutures, ja Marchetti selbst; denn weder in englischen Reimen noch in den Versi Toscani hört man die Stimme jener weiten römischen Brust die wie eine Tuba tönet. Unsere Sprache allein tönet ihr nach.*

* Man findet diesen Anfang einer Uebersetzung des Lucrezischen Gedichts von Herrn v. Knebel im IX. Stück der Adrastea.